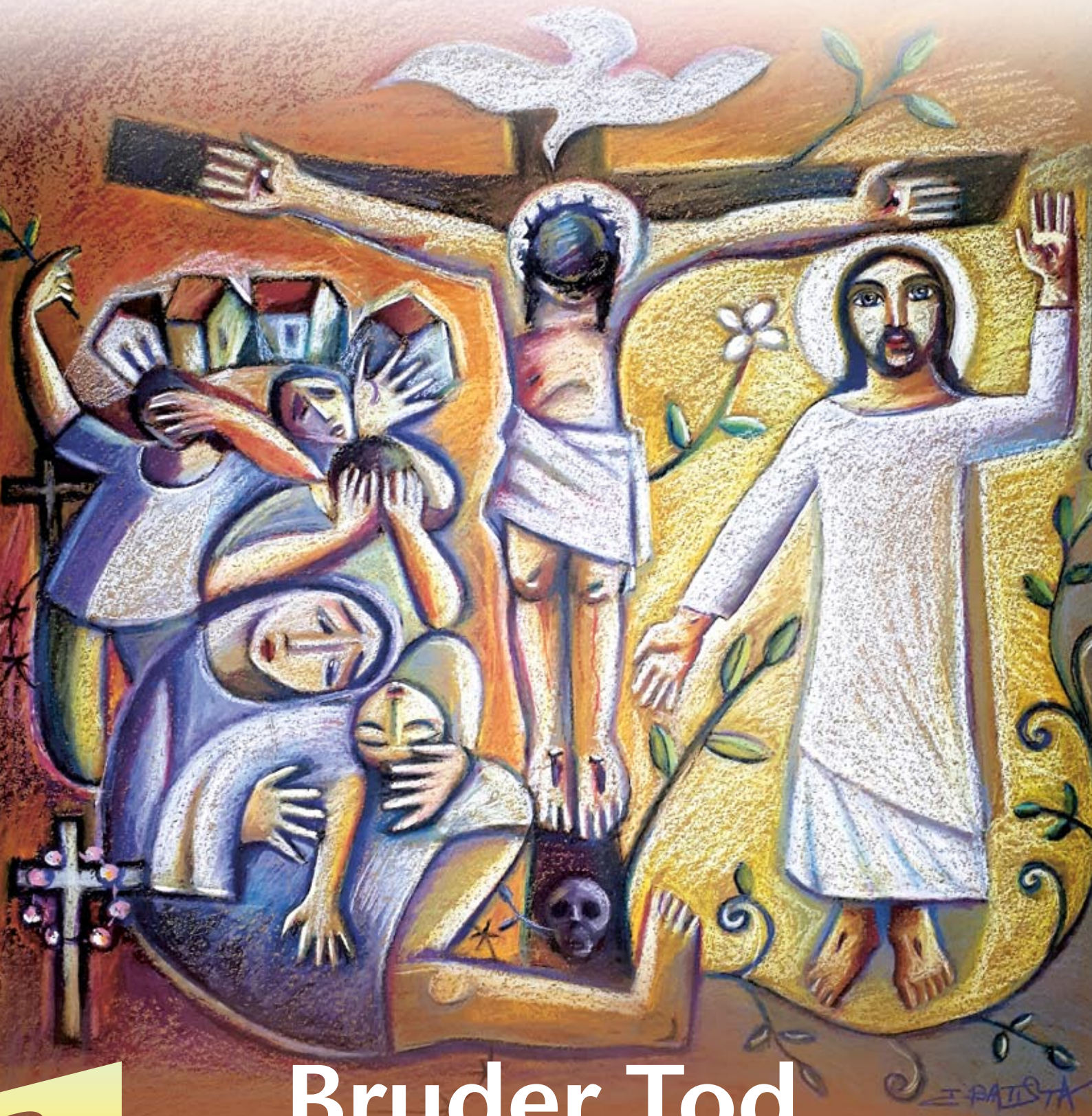


Franziskaner Mission



Bruder Tod

Bote des Lebens

2018



Liebe Leserinnen, liebe Leser!

Das Redaktionsteam hat für die erste Ausgabe unserer Zeitschrift im neuen Jahr ein schwieriges Thema gewählt. Es geht in diesem Heft, das in zeitlicher Nähe zur Karwoche und zur Osterzeit erscheint, um Tod und Trauer, aber auch um die Hoffnung auf neues Leben. Keine leichte Kost! Als Jugendlicher, als Erwachsener und als Seelsorger habe ich den Abschied von Menschen immer wieder erlebt. Früher gehörte der Tod zum Alltag: An den Trauerritualen nahmen die Nachbarn, Freunde und Angehörigen teil. Die Verstorbenen wurden aufgebahrt, damit man Abschied nehmen konnte. Heute begegnet uns der Tod eher im Fernsehen, in Krimis oder den Weltnachrichten, ansonsten wird er in der modernen Gesellschaft gerne ausgeblendet, auch wenn viele ältere Menschen täglich mit Trauer und Todeserwartung leben. Aber der Tod gehört zum Leben und spielt für unseren christlichen Glauben eine wichtige Rolle. Darum sind wir in dieser Ausgabe der Frage nachgegangen, wie Sterben, Beerdigung, Trauerbegleitung und Hoffungsfindung in unserer westlichen Gesellschaft und in den Kulturen, mit denen wir über unsere Missionarinnen und Missionare Kontakt haben, aussehen.

Im bekannten Sonnengesang unseres Ordensgründers Franziskus von Assisi blickt der Heilige am Ende seines Lebens voll Vertrauen dem Tod ins Gesicht: »Gelobt seist Du, mein Herr, für unseren Bruder, den leiblichen Tod; kein lebender Mensch kann ihm entrinnen.« Voll Hoffnung begrüßt Franziskus sein nahes Ende als einen vertrauten Bruder. Aus seinem christlichen Glauben heraus ist er sich sicher, dass Sterben für ihn Gewinn ist (vgl. Philipper 1,21), dass das scheinbare Ende in ein neues Leben führt: **Bruder Tod – Bote des Lebens**. Davon zeugen auch die Beiträge dieses Heftes aus verschiedenen Kulturkreisen, die Malerei auf der Titelseite, die vielen Elemente der Skulptur, die wir auf der Mittelseite vorstellen, und die Poesie vom Abschiednehmen am Ende der Zeitschrift.

Franziskus hat in seinem Sterben selber Regie geführt, wie wir im ersten Artikel erfahren. Er glaubte daran, dass es ohne den Tod kein Ostern gibt. Aber was ist mit den vielen Menschen in Lateinamerika, Afrika oder anderswo, deren ganzes Leben ein einziger Kreuzweg ist? Wie können sie, von Verarmung, Ausbeutung und Leid gezeichnet, mit Freude Ostern als Fest der Befreiung feiern? Im vorliegenden Heft begegnen uns anschauliche Beispiele, wie unsere Schwestern und Brüder in den jungen Kirchen mit den Leidenden leiden, sie durch gelebte Solidarität aber auch ermutigen und in den zahlreichen Projekten den Hoffungslosen neue Per-



spektiven schenken. Sie trösten die Trauernden und lassen die Menschen im Abschiednehmen nicht allein.

Franziskus und sein **Bruder Tod** helfen mir, für die schwierige Thematik dieser Ausgabe offen zu sein. Die beschriebenen Glaubenszeugnisse im Umgang mit Sterben und Abschied lassen mich mit mehr Mut und Zuversicht auf mein eigenes Lebensende blicken. Ich hoffe, dass ich auch meinen Tod als willkommenen **Boten des Lebens** erfahren darf. Dieses Vertrauen wünsche ich auch Ihnen, besonders in den vor uns liegenden Kar- und Ostertagen. Ich danke allen Unterstützerinnen und Unterstützern der Franziskaner Mission von ganzem Herzen für die treue Hilfe, viele Menschen auf dem oft langen Weg von Karfreitag nach Ostern zu begleiten und gemeinsam mit ihnen ein Fest der Auferstehung feiern zu können.

PAX et BONUM,

Br. Augustinus Diekmann ofm

Leiter der Franziskaner Mission Dortmund



TITEL

Das Titelbild stammt von João Batista Bezerra da Cruz, einem Künstler aus Nordostbrasilien. Im Zentrum steht das Kreuz, aus dem grüne Zweige und auch eine Blume sprießen. Diese Hoffnungssymbole sind in der gesamten Malerei präsent: In der Hand eines Trauernden, als Kranz am Grabkreuz und als Schmuck für den auferstandenen Christus. Tod, Trauer und neues Leben liegen nah beieinander. Der Künstler stellt den Auferstandenen neben sein eigenes Kreuz.

Impressum

FRANZISKANER MISSION
Franziskanerstraße 1, 44143 Dortmund
Telefon: 02 31-17 63 37 5
Fax: 02 31-17 63 37 70
info@franziskanermission.de
www.franziskanermission.de

Spenden

erbitten wir, unter Angabe des Verwendungszwecks, auf folgende Konten:

SPARKASSE WERL
IBAN DE89 4145 1750 0000 0000 34
BIC WELADED1WRL

VOLKSBANK HELLWEG EG
IBAN DE44 4146 0116 0000 0051 00
BIC GENODEM1SOE

FRANZISKANER MISSION erscheint viermal im Jahr und kann als kostenfreies Abo bestellt werden unter Telefon 02 31-17 63 37 65 oder info@franziskanermission.de.

»Franziskaner Mission« erscheint im Auftrag der Deutschen Franziskanerprovinz von der heiligen Elisabeth – Germania.

HERAUSGEBER Franziskaner Mission

REDAKTIONSLEITUNG Augustinus Diekmann ofm

REDAKTION Stefan Federbusch ofm, Natanael Ganter ofm, Joaquin Garay ofm, Heinrich Gockel ofm, Márcia S. Sant'Ana, Thomas M. Schimmel, Alfons Schumacher ofm, Pia Wohlgemuth

GESTALTUNG sec GmbH, Osnabrück

DRUCK Bonifatius GmbH, Paderborn



Herstellungskosten dieser Zeitschrift: Die »Franziskaner Mission« wird nicht von Spendengeldern, sondern aus den Erlösen eines speziell hierfür eingerichteten Missionsfonds finanziert.

Inhalt

- | | |
|---|---|
| <p>6 »Sei willkommen, Schwester Tod«
Das eigene Sterben gestalten
von Stefan Federbusch ofm</p> <p>8 Ohne Karfreitag kein Ostern?
Leiden und Tod als Erfüllung der Sendung Jesu
von Thomas Abrell ofm</p> <p>10 Abschiede
Gemeinsam »Lebewohl« sagen
von Anke Maggauer-Kirsche</p> <p>12 Sterben in der Gesundheitsarbeit
Ein Franziskanerarzt erinnert sich
von Dr. Klaus Finkam ofm</p> <p>14 Trost spenden
Erfahrungen eines Priesters im Tiefland Boliviens
von Pjotr Wojtala</p> <p>15 Das gelbe Küchenradio
Jedes Leben hinterlässt Spuren
von Pia Wohlgemuth</p> <p>16 Das Wettrennen der Heiligen
Eine sportliche Auferstehungsfeier in Concepción, Bolivien
von Reinhold Brumberger ofm</p> <p>18 Mittelseite</p> <p>20 Komm, o Tod, du Schlafes Bruder
Tod und Beerdigung in christlicher Tradition
von Dr. Thomas M. Schimmel</p> | <p>22 Was kommt danach?
Tod und Rituale in vier Weltreligionen
von Dr. Thomas M. Schimmel</p> <p>24 Tag der Toten
Der »Día de los muertos« in Mittelamerika
von Joaquín Garay ofm</p> <p>26 Verstorbene leben weiter
Umgang mit dem Tod in der vietnamesischen Kultur
von Chi Thien Vu ofm</p> <p>27 Die letzte Ehre erweisen
Begräbnis und Trauer in Kenia
von Miroslav Babić ofm</p> <p>28 Geburt, Leben, Tod
Begegnungen mit dem Sterben im Senegal
von Jakob Ambros</p> <p>30 Der Tod gehört zum Leben
Beerdigungsbräuche in Nordostbrasilien
von Ivaldo Evangelista Mendonça ofm</p> <p>31 Brücke zwischen den Welten
Lebende und Tote feiern gemeinsam
von Pjotr Wojtala</p> <p>32 Außergewöhnlicher Beruf
Ein Bestatter erzählt aus seinem Alltag
Interview mit Joachim Stöber</p> <p>34 Post aus São Luís</p> <p>35 Projekt</p> |
|---|---|

Personalia



SAMUEL ABIYU ZACARA OFM

Der bolivianische Franziskaner Samuel Abiyu Zacara wurde in der letzten Ausgabe dieser Zeitschrift, mit seiner Leidenschaft zur Musik, ausführlich vorgestellt. Am 26. Januar hat ihn nun der Franziskanerbischof Aurelio Pesoa zum Priester geweiht. Jetzt sammelt der Neupriester im bolivianischen Wallfahrtsort Copacabana seine ersten Seelsorgeerfahrungen und bringt sein musikalisches Talent in die pastorale Arbeit ein. Sein Zukunftstraum ist es, noch tiefer in die Welt der Musik einzusteigen. Er ist der festen Überzeugung, dass Musik für ihn und für die Menschen eine offene Tür zu Gott sein kann.



DR. THOMAS M. SCHIMMEL

Thomas M. Schimmel ist Redaktionsmitglied der Zeitschrift »Franziskaner Mission« und Leiter der »franziskanischen Initiative 1219. Religions- und Kulturdialog e.V.«. Ende Januar nahm er im Rahmen eines feierlichen Gottesdienstes, gemeinsam mit seiner Kollegin Michaela Arndt, den Drei-Königs-Preis des Diözesanrates der Katholiken im Erzbistum Berlin entgegen. Der Preis zeichnet Personen und Organisationen aus, die sich in besonderer Weise für das friedliche Zusammenleben von Religionen und Kulturen einsetzen. In der Preisbegründung wird das Engagement von »1219 e.V.« für den Abbau von Fremdheit und Vorurteilen gewürdigt. In seiner Dankesrede betonte Thomas M. Schimmel die Wichtigkeit des Religionsdialoges in unserer pluralen Gesellschaft.



ROGÉRIO VITERBO DE SOUSA OFM

Während eines Treffens der Franziskaner in den brasilianischen Bundesstaaten Mato Grosso und Mato Grosso do Sul wurde Rogério Viterbo de Sousa im Oktober 2017 zum Ordensoberer der Brüder gewählt. Um sich auf diese neue Verantwortung gut vorbereiten zu können, hat er im Januar an einem intensiven Seminar bei der Ordensleitung in Rom teilgenommen. Nach dieser Weiterbildung besuchte Franziskanerbruder Rogério vom 2. bis 7. Februar 2018 einige Konvente der Deutschen Franziskanerprovinz, traf deren Provinzial Cornelius Bohl ofm und nahm sich Zeit für einen ausführlichen Austausch in der Franziskaner Mission Dortmund.



»Sei willkommen, Schwester Tod«

Das eigene Sterben gestalten

Vorbilder für das Leben – die gibt es. Aber Vorbilder für das Sterben? Mit dem eigenen Tod beschäftigen sich die wenigsten. Heute wird der Tod meist verdrängt. »Das Leben genießen« lautet die Maxime, so intensiv und so lange es geht. Wie kann eine Annäherung gelingen? Das Sterben des heiligen Franziskus und der heiligen Klara können uns wertvolle Hinweise geben.

TEXT: Stefan Federbusch ofm | FOTO: Archiv der Deutschen Franziskanerprovinz

Wer Bilder des heiligen Franziskus einer bestimmten Epoche anschaut, insbesondere im Barock, mag sich wundern, wie häufig dort ein Totenkopf abgebildet ist. Das »Memento mori« (Gedenke des Todes) spiegelt das Lebensgefühl ganzer Generationen. Es war eng mit der täglichen Bedrohung des Todes verknüpft und der religiösen Angst, im Sterben und mit dem Tod vor Gottes Angesicht nicht bestehen zu können. Das Leben diente letztlich als Vorbereitung auf einen »guten Tod«. Das Memento mori mahnte, angesichts der Vergänglichkeit stets gottgefällig zu leben und insbesondere vor dem Schlaf sein Leben zu bedenken – getreu dem Psalmvers: »Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden.« (Psalm 90,12) Der Totenschädel wurde häufig zu Füßen des Kreuzes abgebildet. Jesus Christus hat durch seinen Tod am Kreuz die Schuld des Adam und damit des Menschen getilgt und uns aus unserer Trennung von Gott erlöst. Bis 1970 war der hochmittelalterliche Hymnus »Dies irae« (Tag des Zorns) Teil der katholischen Totenmesse, der die Auffassung über das jüngste Gericht zum Ausdruck brachte. Er wurde vermutlich von Thomas von Celano (um 1190 bis 1260) verfasst, dem Biografen des heiligen Franziskus.

Schwester Tod

Bei Franz von Assisi finden wir eine weitaus angstfreihere Sicht auf den Tod. In seinem gegen Ende seines Lebens verfassten Sonnengesang lobt er Gott nicht nur mit den Elementen und mit den Geschöpfen, sondern auch mit »Schwester Tod«. Im Italienischen ist der Tod weiblich (la morte). »Gelobt seist du mein Herr, durch unsere Schwes-

ter, den leiblichen Tod; ihm kann kein Mensch lebend entrinnen. Wehe jenen, die in tödlicher Sünde sterben. Selig jene, die er findet in deinem heiligsten Willen, denn der zweite Tod wird ihnen kein Leid antun.« Franziskus dichtet den Sonnengesang in der Endphase seines Lebens, in der er gezeichnet ist von verschiedenen Krankheiten, körperlich gebrochen und fast ganz erblindet. Eine schwere Sinnkrise hat ihn erschüttert, die Stigmata (Wundmale) haben ihn mit dem Leiden Christi verbunden.

Feier des Transitus

In der franziskanischen Tradition gibt es den beeindruckenden Ritus, am 3. Oktober den »Transitus« (Heimgang) des Ordensgründers zu feiern. Beeindruckend deswegen, da Franziskus seinen Tod inszeniert und er – so wie er es in seinem Leben vielfach verstanden hat – durch Symbolhandlungen und Rituale verdeutlicht, was ihm wichtig ist. Franziskus lässt sich nackt auf den nackten Boden legen, um zu veranschaulichen, dass er von der Erde kommt und nun zum Staub der Erde zurückkehrt. Ein Zeichen seiner Demut: Das lateinische »humilitas« hängt eng mit »humus« (Erde, Boden) zusammen. Ein Zeichen seiner Armut: nichts für sich zu behalten, sondern alles loszulassen und sich vertrauensvoll in die Hände Gottes zu geben.

Franziskus stimmt in den Psalm 142 ein. Er lässt das Evangelienbuch bringen und die Stelle vom letzten Abendmahl vorlesen. Dann hält er quasi selbst ein letztes Abendmahl und teilt mit seinen Brüdern das Brot. Zum Abschied segnet Franziskus die Brüder und mit ihnen auch alle, die nach ihnen kommen werden. Für Franziskus ist der Tod das Tor zum neuen Leben. Er ist Durchgang in Gottes Herrlichkeit. Er lädt ihn ein als Gast: »Sei willkommen, Bruder Tod!« In

der letzten Strophe des Sonnengesangs spricht Franziskus vom zweiten Tod. Gemeint ist das »Gericht«, das uns im Angesicht Gottes erwartet. Gemäß dem Verständnis seiner Zeit mahnt auch er, nicht in »tödlicher Sünde« zu sterben, um nicht den »Himmel« zu verlieren. Heute gibt es eher die Vorstellung, dass ich mich auch im Tod noch angesichts der Liebe und Barmherzigkeit Gottes für oder gegen ihn entscheiden kann.

Tod der heiligen Klara

Ein sehr zuversichtliches Bild vermittelt auch die heilige Klara, die bei ihrem Sterben Gott lobt mit den Worten: »Herr, sei gepriesen, weil du mich erschaffen hast.« Zu ihrer Seele sagt sie: »Geh sicher in Frieden, denn du wirst ein gutes Geleit haben; denn der dich erschaffen hat, hat dich zuerst geheiligt, und nachdem er dich erschaffen hat, hat er dir den Heiligen Geist gesandt, und dich immer beschützt, wie die Mutter ihr Kind, das sie liebt.« Diese Haltung des Vertrauens hat es Klara möglich gemacht, ihr Leben in großer Freude abzuschließen und es in die Hände Gottes zurückzugeben.

Das Sterben gestalten

Den eigenen Tod stirbt jeder letztlich allein und niemand weiß, wie es einem dabei ergehen wird. Wer die kleinen Tode und Übergänge im Leben bewusst vollzogen und sich in die Haltung des Loslassens eingeübt hat, mag dem eigenen Tod vielleicht gelassener entgegensehen und ihn als Durchgang zum neuen endgültigen Leben bei Gott verstehen. Der ist ähnlich wie Klara und Franziskus in der Lage, das Sterben nicht (nur) zu erleiden, sondern (auch) zu gestalten.

An die Stelle des Memento mori ist heute ein »Carpe diem« getreten, an das Gedenken der Sterblichkeit die Ermutung »Nutze den Tag!«. Angesichts der Vergänglichkeit schaue auf das, was wirklich zählt und lebe es. Dann wird auch der Tod als Teil des Lebens zur Schwester, zum Bruder, und ich kann mit Franziskus Gott preisen: »Gelobt seist du mein Herr, durch unsere Schwester, den leiblichen Tod.«



Der Autor **Stefan Federbusch** leitet das Exerzitienhaus »Franziskanisches Zentrum für Stille und Begegnung« in Hofheim.

Ohne Karfreitag kein Ostern?

Leiden und Tod als Erfüllung der Sendung Jesu



Eine der ältesten neutestamentlichen Bekenntnisformeln findet sich im Philipperbrief. Dieser Hymnus bekennt sich zur Menschwerdung des Sohnes Gottes und seiner Hingabe bis zum Tod am Kreuz. Weil Jesus diesen Weg geht, wird er von Gott erhöht und verherrlicht und verehrt als Jesus Christus, der Herr, zur Ehre Gottes, des Vaters (Phil 2).

TEXT: Thomas Abrell ofm | **KÜNSTLER:** Valdenê Vasconcelos | **FOTO:** Lukas Brägelmann ofm

»Die Ganzheit und Einheit des Heilsereignisses Jesu Christi schließt sein Leben, seinen Tod und seine Auferweckung ein.«

In gleicher Weise betonen auch andere vorpaulinische Bekenntnisformeln, dass Jesus für uns Menschen gestorben ist. Er hat seinen Tod am Kreuz angekündigt und durchlitten. Das haben die Jünger erlebt. Die Begegnung mit dem Auferstandenen schließlich gibt dem Tod Jesu Sinn. Ohne Auferstehung wäre die Sache Jesu zu Ende gegangen. Doch gibt erst der Kreuzestod Jesu seiner Auferstehung einen Sinn? »Die Ganzheit und Einheit des Heilsereignisses Jesu Christi schließt sein Leben, seinen Tod und seine Auferweckung ein.« (Herder Korrespondenz 35-1981, 138)

Das Leben Jesu ohne Leiden und Tod wäre eine Erfolgsgeschichte ohne Scheitern. Damit würde aber ein wichtiger Moment seiner Sendung fehlen. Schließlich betont Jesus selbst immer seine Sendung für Viele und sieht sich auf vielfache Weise gerade an der Seite der Gescheiterten. Damit tritt Jesus in die Tradition des messianischen Gesandten beim Propheten Jesaja (vgl. Lk 4,16ff.). Dessen Gottesknechtlieder versteht die Christologie bereits früh als Ankündigung des Lebens und der Sendung Jesu und damit auch des leidenden Christus.

Jesu Christus erscheint als göttlicher Gesandter, der die Menschen nicht bemitleidet, sondern mit ihnen leidet. So ist es nur konsequent, dass Jesus am Ende seiner Erfolgsgeschichte selbst Scheitern erfährt. Schließlich gehören Scheitern, Leiden und Tod zur Wirklichkeit menschlichen Lebens. Würde dieser Teil ausgeblendet, würde ein wichtiger Teil menschlicher Realität verneint. Unsere Gesellschaft blendet in der Tat Scheitern, Leid und Tod weitestgehend aus. Der stille Karfreitag holt genau diese Aspekte ein. Hier findet der Mensch mit seinem Scheitern Raum und darf sich in seinem Leid von Gott angenommen wissen.

Jesu selbst sieht in Leiden und Tod die konsequente Erfüllung seiner Sendung und nimmt daher auch die Schmach des Kreuzes auf sich. Er sagt selbst von sich: »Der Menschensohn ist nicht gekommen, um sich bedienen zu lassen, sondern um zu dienen und sein Leben als Lösegeld hinzugeben für die vielen.« (Mk 10,45) Erst mit seiner Hingabe bis ans Kreuz wird Jesu seiner Sendung für die Vielen wirklich gerecht.

Ostern ohne Karfreitag wäre sinnlos! Denn nur der Karfreitag holt auch das Leid des Menschen ein. Er eröffnet Menschen mit ihrer Erfahrung von Leid und Tod die Möglichkeit, an einen mitgehenden Jesus Christus zu glauben. In seinem Leiden darf sich der leidende Mensch begleitet wissen. Wie der Weg Jesu in die Auferstehung mündet, darf auch der Leidende auf das österliche Leben hoffen. Deshalb verkündigen wir Christus als den Gekreuzigten, Christus, Gottes Kraft und Gottes Weisheit (vgl. 1 Kor 23f.).

Der Autor **Thomas Abrell** lebt im Franziskanerkloster Ohrbeck-Georgsmarienhütte und arbeitet als Referent im dortigen Bildungshaus.

Abschiede

Gemeinsam »Lebewohl« sagen

Wir alle müssen in unserem Leben von Menschen, Lebensumständen, Hoffnungen und Träumen Abschied nehmen. Meistens fällt es uns nicht leicht. Etwas fehlt. Wir trauern.

TEXT: Anke Maggauer-Kirsche | FOTO: Augustinus Diekmann ofm

Was wir verloren haben, möchten wir wiederhaben. Manchmal dauert es lange, bis wir diesen Verlust akzeptieren können. Vielleicht sind wir auch wütend, hadern mit dem Schicksal, werden verbittert.

Rituale pflegen

Schon ein kleines Kind muss lernen, dass die Mutter nicht immer um es herum sein kann. Wenn es in den Kindergarten und später in die Schule geht, wird ein erster Schritt in diese Richtung getan. Auf dem Weg durchs Leben wird es immer wieder Situationen geben, in denen Abschied nehmen nötig sein wird. Ich denke, dass in früheren Zeiten, als das Leben noch wesentlich unsicherer war, den Menschen bewusster war, dass Abschied nehmen zum Leben gehört. Das heißt nicht, dass es ihnen auch leichter gefallen wäre. Darum haben sie als Hilfe dazu Rituale entwickelt. Es gab Rituale für fast jeden Bereich des täglichen Lebens. Das Ende oder der Beginn einer neuen Jahreszeit hatte seine eigenen Rituale, ebenso die besonderen Ereignisse im Leben eines Menschen wie Geburten, Hochzeiten, das Sterben oder der Tod. Dies waren alt überlieferte Rituale, die sich bewährt hatten, weil sie den Menschen halfen. Viele sind in Vergessenheit geraten. Der moderne Mensch gibt sich nüchtern und aufgeklärt.

Abschied nehmen heute

Eine meiner Freundinnen erzählte mir neulich, sie ginge zu einer Beerdigung. Sie hatte eine besondere Beziehung zu dem Verstorbenen, da sie ihn jahrelang gepflegt hatte. Etwas später fragte ich sie, wie die Beerdigung gewesen sei. Sie sagte zu meiner Verwunderung, dass gar keine Beerdigung stattgefunden habe.

Und warum nicht, fragte ich? Der Mann habe vor seinem Tod geäußert, dass er keine Beerdigung wolle. Und die Verwandten wollten wohl auch keine. Wieso denn das? Meine Freundin meinte, der Verstorbene habe gesagt, er wolle niemandem zur Last fallen und eine Beerdigung sei ja wohl belastend. Sie wirkte bedrückt und meinte, es fehle ihr etwas, da sie nicht hätte Abschied nehmen können. Es gab auch keine Beerdigung, als meine Mutter starb; auch keine Abdankung oder Ähnliches. Die Urne wurde ohne das Beisein der Familie auf dem Friedhof eingestellt. Ich fühlte mich abgeschoben, so, als hätte ich nicht zu dieser Familie gehört. Ein sehr ungutes Gefühl ... Ich hasste die Tatsache, dass ich mich nicht verabschieden konnte. Mein Bruder sagte mir später, dass ihn viele Bekannte darauf angesprochen hätten, wann denn die Beerdigung sei. Sie hätten meine Mutter gut gekannt und würden ihr gerne die letzte Ehre erweisen. Es war schwierig für ihn zu erklären, dass es keine Beerdigung gäbe.

Orte der Trauer

Es besteht also auch bei anderen Menschen das Bedürfnis, Lebewohl zu sagen. Es ist ein letzter bewusster Akt, einem Menschen nahe zu sein, auch wenn er tot ist. Die Grablegung oder die Urnenbeisetzung empfinde ich persönlich als eine Gnade. Es ist für mich die Gewissheit einer letzten Ruhestätte, eine Art von letzter Wohnung.

Ich sage dann häufig, jetzt schlaf gut. Ruh dich aus. Du bist zu Hause. Es ist alles gut. Ich weiß, hier bist du sicher und geborgen.

Ich glaube an ein Leben nach dem Tod. Mir ist bewusst, dass der Leichnam nun nur noch eine leere Hülle

ist. Die letzte Hülle wird irgendwann verschwunden sein. Es tut mir aber gut, diese einfachen Gedanken zu denken. Der Tod ist und bleibt trotzdem etwas sehr schwierig zu Begreifendes. Wie gehe ich damit um? Es ist ein zähes Ringen um Akzeptanz auch meiner Endlichkeit.

Letztes Jahr starb in Deutschland Peter, ein guter Freund von mir. Er hatte sich gewünscht, dass seine Asche verstreut würde. Da dies in Deutschland nicht erlaubt ist, wollte seine Partnerin im Beisein seiner Familie und von uns seine Asche im Garten ihrer Schwiegertochter verstreuen lassen. Sie bat uns, dabei zu helfen.

Es war ein seltsames Gefühl, die Asche in die Hand zu nehmen. Ich hatte Mühe damit. Um mein Unwohlsein zu überspielen, sagte ich: »Peter, staub nicht

so.« Der Sohn fand es in dieser Situation despektierlich. Aber das waren meine Empfindungen und jeder geht mit Gefühlen anders um.

Wenn ich heute an Peter denke, sehe ich ihn vor mir in diesem Garten. Er steht dort, wo wir die Asche verstreut haben, zwischen den Rosen. Ich glaube, das hätte ihm gefallen. Er liebte diesen Ort.

Zusammen trauern

Es ist hilfreich, wenn wir das Abschiednehmen nicht allein durchstehen müssen. Und hier komme ich wieder zu den Ritualen. Eine Gemeinschaft, die Rituale pflegt, zeigt sich als eine soziale Gemeinschaft. Man ist nicht allein. Andere trauern mit. Ich habe es erst neulich bei einer Beerdigung erlebt.

Die Trauer der anderen war auch meine Trauer. Das, was andere mit der Verstorbenen erlebt hatten, war auch meine Geschichte. Darüber konnten wir miteinander reden. So war uns die Verstorbene nahe. Als ich mit einem Freund über dieses Thema redete, sagte er mir, der Tod werde immer mehr privatisiert. Warum das so ist, weiß ich nicht. Aber ich finde, es ist ein ungesunder Trend. Er versagt uns die Zuwendung anderer Menschen; mit ihnen über die Trauer reden zu können. Denn darüber zu sprechen, ist hilfreich. Es hilft heilen. Und, was ich immer wieder auf Beerdigungen erlebe: Es ist etwas zu spüren von der Liebe, die dieser Mensch gegeben hat und die wir selber für ihn empfunden haben.

Wir vergessen im Alltag so leicht, dass wir alle soziale Wesen sind. Wir können ohne die anderen nicht existieren. Wir sind aufeinander angewiesen. Es heißt zwar: Jeder stirbt für sich allein. Aber das sind Menschen, die mit unserem Leben verknüpft waren. Sie haben Anteil an unserem Leben genommen. Warum wollen wir ihnen den Trost entziehen, indem wir ohne Abschied gehen?

Die Autorin **Anke Maggauer-Kirsche** ist eine deutsche Lyrikerin und Aphoristikerin. Sie lebt seit 1971 in der Schweiz.

Letzte Ruhestätte der Brüder im Kapuzinerkloster Luzern, Schweiz



Sterben in der Gesundheitsarbeit

Ein Franziskanerarzt erinnert sich

Martin Luther übersetzte die alte gregorianische Antiphon »Media vita in morte sumus« so: »Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfängen.« Für alle von uns, die wir leben, macht uns der Tod immer wieder bewusst, wie endlich unser Leben ist. Viele junge Ärztinnen und Ärzte träumen wohl – wie fast alle meiner Kolleginnen und Kollegen –, Krankheiten und dem Tod ein Schnippchen zu schlagen. Und faszinierend beobachten wir, wie auf dem Hintergrund des Todes von Milliarden von Zellen immer wieder, scheinbar unendlich, neue gesunde Zellen entstehen. Das Leben recycelt sich in einem fort.

TEXT: Dr. Klaus Finkam ofm | FOTOS: FM-Archiv

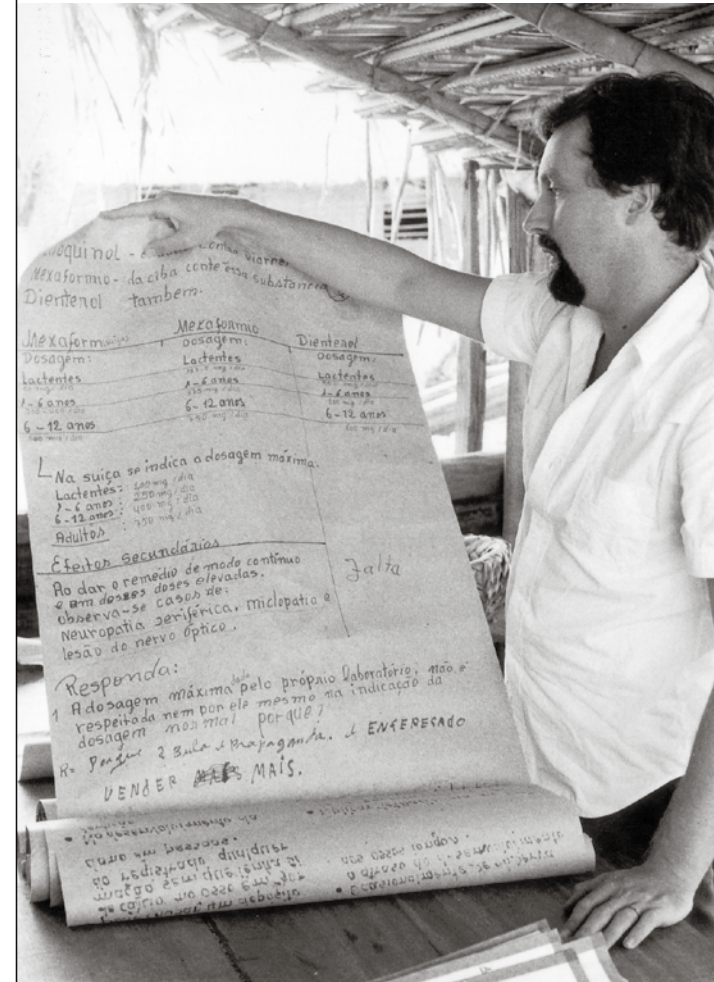
Als Kind kam ich im Alter von sieben Jahren das erste Mal bewusster mit dem Tod in Berührung, als eine verwitwete Mutter von fünf Kindern, die unserem Kaplan den Haushalt führte, starb. Wir standen alle im Zimmer, wo sie aufgebahrt war, um den Sarg herum und beteten. Es war nicht traurig, eher feierlich ernst, und die Güte der Verstorbenen schien die Gestimmtheit der Dankbarkeit hervorzu- bringen, die sich im Raum erhob. Zwei Jahre später, beim Tod meiner liebsten 83-jährigen Oma, hatte ich mich ganz allein in die Krankenhauskapelle geschlichen und beobachtete, über eine Stunde lang, ihre nunmehr ganz glatten Züge. Und wieder stellte sich ein Gefühl von Dankbarkeit und Freude ein. Wie gut, dass es sie gegeben hat.

Aber es gab auch andere Situationen. Kurz vor meinem Abschlussexamen als Arzt war ich bei der Priesterweihe von Alfons Schumacher im Aachener Dom dabei. Wir Mitbrüder warteten im Chorgestühl auf den Einzug. Plötzlich rief eine Stimme: Es wird ein Arzt gesucht! Als ich in die Sakristei kam, lag ein Priester am Boden, ohne Atmung und nur mit schwachem Puls. Wiederbelebung: vergebens. Wut, Traurigkeit und Gefühl des Unvermögens überfielen mich.

Tod durch Verarmung

In Nordostbrasilien, im Bundesstaat Maranhão, machte ich weitere Erfahrungen. Korruption und Verarmung großer Bevölkerungsteile führen hier zu einer hohen Kindersterblichkeit. In den Elendshütten von

Der Franziskanerarzt Klaus Finkam in einem Gesundheitsseminar zum Beginn seiner Missionsarbeit in Nordostbrasilien



Hilfe für alle?

Vieles hat sich in den letzten Jahren gewiss verbessert, doch das öffentliche Gesundheitswesen ist durch Misswirtschaft und Korruption noch immer vom unnötigen Sterben der meist armen Bevölkerung gekennzeichnet. Im großen Notfallkrankenhaus in Teresina liegen in den Fluren oft bis zu 150 Patientinnen und Patienten auf Notbetten und Tragen. Und wie viele sterben, oft weil jede Hilfe zu spät kommt? Nicht, dass das Hospital nicht gut eingerichtet wäre oder die Ärzte und Krankenschwestern sich nicht bemühten. Aber es kommen einfach drei oder vier Mal mehr Kranke zur Aufnahme, als Kapazitäten vorhanden sind. Und so fehlt es an allem. Im Zentrum der Stadt häufen sich derweil die »Gesundheitspaläste« für die Reichen. Das sind Krankenhäuser, die bestens ausgestattet sind und von Menschen mit privater oder betrieblicher Krankenversicherung aufgesucht werden.

Als junger Arzt in Deutschland mahnte uns unser Chefarzt, nie den Patienten den wahren Grund der Krankheit zu verheimlichen. Das ist in Brasilien oft noch anders. Es braucht immer Takt und Mitgefühl, Patientinnen und Patienten mit schwersten Krankheiten und den Angehörigen auf den kommenden Tod vorzubereiten. Nicht immer gelingt das. Aber ich erinnere mich an einen jungen Mann in Bacabal. Wir haben ihn und seine Familie begleitet. Nach seinem Tod kam seine Mutter und dankte. »Bruder«,

sagte sie, »durch Eure Hilfe und Therapie konnte mein Sohn in Frieden und ohne große Schmerzen heimgehen.«

Auch einigen meiner Mitbrüder musste ich die Nachricht von der unheilbaren Krankheit bringen. Im Lied singen wir: »Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfängen. Wer ist, der uns Hilfe bringt, dass wir Gnad erlangen? Das bist du, Herr, alleine.« Das gibt uns Trost.

Der Autor **Klaus Theodor Finkam** lebt seit 1980 als Franziskaner in Nordostbrasilien. Er ist Arzt für Sozialmedizin und Naturheilverfahren und setzt sich derzeit in Teresina, Piauí, durch bewusstseinsbildende Maßnahmen vor allem im Bereich Prävention ein.

Weiterführende Links:

Deutsche Bischofskonferenz: www.dbk.de/themen/sterben-in-wuerde
Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik (GEP) gGmbH: www.evangelisch.de/themen/sterbebegleitung

Gewichtskontrolle durch die brasilianische Kinderpastoral



Trost spenden

Erfahrungen eines Priesters im Tiefland Boliviens



Es ist nicht einfach, sachlich über das Thema Tod und Trauer zu schreiben. Ich bin, auch als Priester, jedes Mal tief bewegt, denn die Menschen in meiner Gemeinde liegen mir sehr am Herzen.

TEXT UND FOTO: Piotr Wojtala

Meine Pfarrei »Apostol Santiago« in Cuatro Cañadas ist Teil des Vikariats Ñuflo de Chávez im tropischen Tiefland Boliviens. Es ist das Gebiet der Ayoreos. Aber durch die Migrationsbewegung innerhalb Boliviens leben mittlerweile viele verschiedene indigene Völker in dieser Gegend. Ihre Bräuche variieren je nach Region und sozialer Klasse. Zu meiner Pfarrei gehören 30 kleine Dörfer mit insgesamt etwa 23.000 Menschen.

Bolivianerinnen und Bolivianer sind in der Regel sehr auf ihre Familie ausgerichtet. Die Familien leben eng zusammen, oft sogar alle Generationen unter einem Dach. Dort findet dann bei einem Todesfall auch die Totenwache statt. Der Leichnam wird in seinem Hause liebevoll in seiner besten Kleidung aufgebahrt und mit seinen wertvollsten Gegenständen geschmückt. Es kommen viele Verwandte und Freunde. Man betet, singt und isst gemeinsam. Es sind Momente des Wiedersehens, bei denen Geschichten und Anekdoten über die Verstorbene oder den Verstorbenen erzählt werden. Um Anteilnahme zu zeigen, bedarf es meist nicht vieler Worte. Bei den Männern ist es üblich, sich auf die Schulter zu klopfen. Unter Frauen wird die Beileidsbezeugung in der Regel von einem Kuss auf die Wange begleitet.

Aufgrund des heißen Klimas folgt die Beerdigung gleich am nächsten Tag. Die Heilige Messe findet aus hygienischen Gründen oft nicht in der Kirche statt, sondern wird direkt bei der Familie gefeiert. Das ganze Dorf kommt dort zusammen und begleitet die Tote oder den Toten auf dem letzten Weg. Die Bolivianer glauben, dass die Seele neun Tage bei der Leiche bleibt, bis sie ihre letzte Reise beginnt. Daher wird nach der Beerdigung neun Nächte lang eine »Novene« gebetet. Die gemeinsamen Gebete helfen, mit den Gefühlen von Angst und Not fertigzuwerden. Das Zusammenkommen mit den Freunden und Verwandten, begleitet von zahlreichen Gesprächen und reichlich Essen, hilft ihnen, den Schmerz des Verlustes zu lindern.

An Armut sterben

Wie in ganz Lateinamerika gibt es auch in Bolivien eine große Verteilungsungerechtigkeit. Das bedeutet, dass ein großer Teil der Güter in den Händen einiger weniger reicher Menschen liegt, während die Mehrheit in Armut lebt. Und tatsächlich gibt es in meiner Pfarrei Kinder, Jugendliche und Erwachsene, die indirekt an den Folgen von Verarmung sterben. Ihnen fehlen nicht selten die Mittel für eine Krankenhausbehandlung, einen Arztbesuch oder auch nur für die nötigen Medikamente. Und oft fehlt dann sogar das Geld für einen einfachen Sarg. Wenn ich so etwas miterleben muss, macht es mich immer sehr betroffen.

Der Tod gehört zum Leben. Das muss jeder akzeptieren. Was mich aber sehr schmerzt, ist sinnloser Tod aus Armut. In den bolivianischen Medien liest man täglich über die Folgen des Hungers und der Mangelernährung. Etwa jeder Fünfte in Bolivien lebt in extremer Armut und hat nicht genug zu essen. Können wir uns vorstellen, wie es ist, an Hunger zu sterben? Kennen wir Leute, die kein Geld haben, um das tägliche Brot zu kaufen? Tun wir etwas für sie? Diese Fragen quälen mich, wenn ich erfahre, dass wieder ein Kind verhungert ist. Es geht nicht immer um extreme Armut, aber zahlreichen Menschen in meiner Gemeinde mangelt es an Vielem. Wir können diese Not nicht einfach abschaffen. Aber das, was wir tun können, versuchen wir zu leisten.

Der Autor **Piotr Wojtala** ist polnischer Diözesanpriester und Missionar im Vikariat Ñuflo de Chávez in Bolivien.

Übersetzung aus dem Spanischen:
Pia Wohlgemuth



Das gelbe Küchenradio

Jedes Leben hinterlässt Spuren

Es ist Abend. Ich komme gerade von der Arbeit heim und gehe wie immer in die Küche, wo ich das Abendessen für meine Kinder und mich zubereite. Um meine Müdigkeit zu vertreiben, schalte ich das Küchenradio ein. Es ist klein, gelb und hat einen guten Klang. Und wie immer denke ich dabei an Irene H. Irgendwie gehört sie dadurch schon fast zur Familie.

TEXT UND FOTOS: Pia Wohlgemuth

Das Leben hatte seine Spuren hinterlassen bei Irene H. So lebte sie zurückgezogen und pflegte nur Kontakt zu Menschen, denen sie vertraute. Durch persönliche Treffen, Briefe und Telefonate lernte ich sie mit den Jahren recht gut kennen. Da sie der Malerei und der Natur sehr verbunden war, schauten wir uns oft ihre wunderbaren Blumen-aquarelle an. Wir redeten über ihre Ängste, aber auch über ihre Vorliebe für Gummibärchen. Und natürlich über die Mission, über Hilfe für notleidende Menschen. Denn bei all den schwierigen Dingen, die Irene H. erleben musste, hat sie die Liebe zu ihren Mitmenschen nicht verloren.



Hilfe per Testament

Sie hatte immer »etwas für die Mission übrig« und half durch ihre Spenden. Sie wollte Spuren dieser Liebe hinterlassen, auch nach ihrem Tod. Deshalb setzte sie die Franziskaner Mission München als Erbin ein. Diesen Herbst erreichte uns die traurige Nachricht von ihrem Tod. Irene H. hat in ihrem notariellen Testament und ihren schriftlichen Hinweisen genau bestimmt, was mit ihrem Besitz geschehen sollte. Ihr Barvermögen, das sie bis zu ihrem Tode nicht verbraucht hatte, sollte für die Mission verwendet werden. Ihre Kleidung bekam die Caritas, ihre Möbel gingen in ein Gebrauchtwarenkaufhaus für Bedürftige. Und Sie ahnen es wahrscheinlich: Das gelbe Küchenradio bekam ich.

Ich habe mich sehr gefreut, dass an ihrer Beerdigung der Bolivienmissionar Martin Sappl ofm teilnehmen konnte, der gerade auf Heimaturlaub war. Er versprach spontan, in seinem Pfarrheim einen Raum nach der Verstorbenen zu benennen. Also wird es bald einen Irene-Saal in Bolivien geben. Mit dem Erbe wird viel Gutes getan werden

können und Irenes Liebe zu den Bedürftigen lebt damit weiter. Genau wie das Andenken an sie.

Die Geschichte von Irene ist natürlich nur ein Beispiel und soll nicht schmälern, was auch andere tun und getan haben. Es bewegt mich in diesen Tagen. Genau wie die Gespräche mit Menschen, die anrufen, weil die Adresse eines verstorbenen Angehörigen aus der Kartei gestrichen werden soll. Auch wenn die Anrufe manchmal von weit her kommen – in den Momenten der geteilten Trauer fühlt man sich sehr nah. Und wenn Angehörige aufrufen zu »Spenden statt Kränze«, setzen sie ein Zeichen, dass das, was die Verstorbenen bewegt hat, auch die Lebenden motivieren soll. Eine wunderbare Art, das Andenken der Verstorbenen zu ehren und Leben – über den Tod hinaus – zu fördern.

Die Autorin **Pia Wohlgemuth** ist Mitarbeiterin der Franziskaner Mission München.



Das Wettrennen der Heiligen

Eine sportliche Auferstehungsfeier in Concepción, Bolivien

Wenn ich mich an die vielen Jahre meiner Zeit als Pfarrer von Concepción in Bolivien erinnere, so sind es vor allem zwei Anlässe, bei denen ich nostalgisch werde: die Herbergssuche vor Weihnachten, wenn jeden Abend die Statuen von Maria und Josef durch die nächtlichen Straßen getragen werden; begleitet vom ganzen Dorf ziehen die Menschen singend und betend von Haus zu Haus und zum Abschluss bekommen die Kinder Süßigkeiten. Und dann die Karwoche: Da kann man erleben, was Volksfrömmigkeit ist und wie der Glaube auf einfache und doch sehr tiefe Form gelebt wird. Man glaubt nicht mit dem Kopf, sondern mit dem Herzen – und nach dem Wettrennen zu Ostern, der »carrera«, auch mit pochendem Herzen!

TEXT: Reinhold Brumberger ofm | FOTOS: Alicja Piekarska

Samstagnacht in der Karwoche findet alljährlich die Auferstehungsfeier statt, die in unserer Pfarrei zu einem fromm-fröhlichen Spektakel wird: Osterfeuer, Kerzenweihe, Wasserweihe ... wie es für die ganze Kirche vorgeschrieben ist. Doch dann beginnt »la carrera de los santos« – das Wettrennen der Heiligen!

Carrera-Rennen

Als ich 1980 in Concepción meine Mission begann, sprach man immer von dieser »carrera«. Der Brauch hat seinen Hintergrund in der Bibel: Petrus und Johannes »rennen« zum Grab, um mit eigenen Augen zu sehen, ob die Frauen mit ihrer Botschaft vom leeren Grab Recht haben: Und das Grab ist leer!

Einer meiner Vorgänger hatte den Brauch der »carrera« abgeschafft, weil mancher Unfug geschehen war und selbst die Heiligen-Statuen beschädigt worden waren. Einige Jahre musste ich mir all dies anhören und immer mit der Bitte, die »carrera« wieder zuzulassen. Da ich eine Vorliebe für die Chiquitanos, ihre Kultur und Liturgie habe, ließ ich mich schließlich erweichen. Und so machten wir einen Versuch.

Seitdem ist es so: Nach der Auferstehungsliturgie stellen sich die Frauen mit der Muttergottesstatue, die Männer mit dem Heiligen Johannes auf. Ein Würdenträger des Dorfes schwenkt die Fahne vor den Statuen: nach rechts und links, knapp über dem Boden. Und die Leute geben genau Acht, ob er sein »Handwerk« auch versteht.

In den ersten Jahren rannten die Frauen mit der Muttergottes den direkten Weg zur Friedhofskapelle, die Männer mit dem Heiligen Johannes (und mir) auf dem etwas weiteren Weg. Da die Männer natürlich gewinnen wollten, war dies ein wirkliches Wettrennen, und ich musste den ganzen

Weg mit ihnen streiten und mich an das Traggestell hängen, damit sie gemäßigt rennen.

Dann fanden wir endlich eine gute Lösung: Auf dem quadratischen Dorfplatz, gegenüber der Kathedrale und an der Ecke des Kolpinghauses, wird nun jeweils ein kleiner Altar mit Palmwedeln errichtet. Dort stellt man die Figur des Auferstandenen auf. Die Frauen rennen links um den Platz, die Männer rechts und man trifft sich dann bei dem Auferstandenen. Laute Anfeuerungsrufe begleiten die Mannschaft beziehungsweise »Frauschaft« auf ihrem Weg über den Dorfplatz.

Stille und Musik

Danach tritt Stille ein. Es folgen einige spirituelle Worte und ein Ostergesang des Pfarrers, dann legen die Frauen einen weißen Schleier über die »Virgen« (Jungfrau) zum Zeichen der Freude und über die Frohe Botschaft des Evangeliums: Der Herr ist auferstanden, Halleluja! Die Trauer hat ein Ende, und die Chiquitanos spielen mit Bambusflöten und Trommeln eine Musik, die nur bei besonderen Anlässen zu hören ist. Und in gesitteter Prozession bewegt sich das ganze Dorf mit dem Auferstandenen und seiner Mutter zur Kathedrale. Es sind einmalige Erlebnisse, wenn diese Chiquitanomusik in der großen Kathedrale ertönt, die von ihnen im 18. Jahrhundert erbaut wurde.

Leben und Tod sind eng miteinander verflochten. Doch das Leben siegt über den Tod. Halleluja.

Der Autor **Reinhold Brumberger** war lange Pfarrer in Concepción und leitet seit 2017 die Franziskanerpfarre in San Javier, Bolivien.

Die »Frauschaft« trägt die Marienstatue.



Leben als Kehrseite des Todes

Stationen des mühsamen Weges von Karfreitag nach Ostern

Der brasilianische Künstler João Oliveira schuf in Teresina, Piauí, diese einzigartige Baumstamm-Skulptur. Wir schauen zum Gekreuzigten auf, der für uns sein Leben geopfert hat. Wir schauen aber auch auf den leidenden Herrn, weil wir uns mit unseren Leiden in ihm wiederfinden. Der Künstler sagt dazu: *»Gerade im Armenhaus Brasiliens identifizieren sich die Verarmten mit dem Kreuz Christi. Kirchen und Kapellen sind am Karfreitag überfüllt. Aber wie erreichen die im Elend Lebenden Ostern? Wie kommen sie zum wahren Licht, zur Hoffnung, zu neuem Leben? Deshalb habe ich meiner Kreuzesskulptur noch eine andere Seite gegeben. Es sind Werte, die der Gekreuzigte uns durch sein Opfer erschlossen hat. Es ist Leben als Kehrseite des Todes.«* Ich möchte Sie als Betrachter einladen, die Elemente dieser für mich spannenden *»Kehrseite des Todes«* näher in den Blick zu nehmen.

I Da ist zunächst der Christus in direkter Verbindung zum gekreuzigten Jesus. Es ist aber eine andere Blickrichtung und ein Gesicht mit klaren Konturen, die wir auf den nächsten Fotos der Skulptur noch besser erkennen können.

II Hier zeigt der Künstler die Spannung zwischen »altem« und »neuem Adam«, zwischen Tod und Leben. Während im oberen Teil der alte Adam alle klaren Konturen vermissen lässt, ist Christus als neuer Adam bis in alle Einzelheiten gestaltet.

III Der Künstler hat in das Gesicht des Herrn einen Engel mit der Auferstehungsfahne eingearbeitet. Darauf ist zu lesen: Viva a vida sem violência (Es lebe das Leben ohne Gewalt). Diese **Gewaltlosigkeit** ist eine deutliche Absage an alle Formen von Verelendung, Krieg, Terror und Ausgrenzung. Christus hat den Tod ein für alle Mal besiegt und damit Hoffnung für alle Menschen erwirkt.

IV Blicke treffen sich: Der Mensch in all seinem Leid wendet sich hoffnungsvoll dem lebenden Christus zu. Gleichzeitig blickt der Betrachter unten in ein drittes Gesicht. Es ist ein Glaubender, der seine Spiritualität ganz auf die Osterbotschaft begründet. »Mit meinem Gott überspringe ich Mauern!« (Psalm 18,30)

V Der Herr hat uns zuerst geliebt und seine Liebe steckt an. Auf dem Kopf im Zentrum steht auf Portugiesisch in Großbuchstaben AMOR, **Liebe**. Ein moderner Liedtext sagt: »Herz über Kopf«. Über dem liebenden Kopf reckt sich eine segnende Hand nach oben, in der sich ein Mensch birgt. Ich erkenne in dem Ganzen ein brennendes Herz, oft das Attribut des heiligen Augustinus: »Unruhig ist unser Herz, bis es lebt in Gott.«

VI Glaube und Liebe werden authentisch, wenn aus ihnen gute Taten erwachsen, zum Beispiel Frieden zu schaffen. Der Christus zugewandte Mensch bekommt gleichsam Flügel, die dann zu einer Taube werden, die wiederum mit dem Schnabel auf das Wort PAZ, **Frieden** zeigt. Und dieser Friede will verkündet werden. Das symbolisiert für mich der Mund unter der Taube.

VII Gewaltlosigkeit, Liebe und Frieden werden in der Skulptur zum schützenden Nest, in dem unter dem menschlichen Mund ein anderer, ein brütender Vogel ruht. **Harmonie** ist Frucht und Basis zugleich für ein neues Leben im auferstandenen Herrn und in Geschwisterlichkeit. Das lässt mich denken an die Vision einer Theologie der Befreiung und den Traum der brasilianischen Basisgemeinden: Karfreitag ist konkrete Realität im Leben und Leiden der Armen. Aber Ostern gibt Hoffnung auf neues Leben – schon hier und heute! Der Künstler João Oliveira sagt dazu: »Es ist nicht leicht, aber es gibt den Weg von Karfreitag nach Ostern. Ich hoffe, dass meine Skulptur den Osterglauben stärken kann.«

Künstler: João Oliveira
Standort des Kunstwerks: Franziskanerkloster Dortmund
Fotos: Uta Poss (Presse-Bild-Poss)
Text: Augustinus Diekmann ofm

Komm, o Tod, Du Schlafes Bruder

Tod und Beerdigung in christlicher Tradition

»Gott, der Herr über Leben und Tod, hat sie zu sich in sein Reich gerufen.« »Nach kurzem Leiden ist er heimgegangen zu Gott.« Diese und ähnliche Formulierungen finden sich in christlichen Todesanzeigen. Diese Sätze machen deutlich, dass der Tod für sie kein Schrecken ist, sondern die Vollendung des Lebens: Altern, Verfall und Tod sind vom Moment der Zeugung an von Gott in jedem Lebewesen angelegt. Indem wir dem Tod mit jedem Atemzug ein Stück näherkommen, wissen wir Menschen um ihn und erfahren unsere eigene Begrenztheit und unsere Abhängigkeit von den Naturgesetzen. Die zentrale Bedeutung des Todes für das Christentum wird auch darin deutlich, dass in früheren Zeiten in unmittelbarer Nähe von oder sogar in den Kirchen selbst bestattet wurde.

TEXT: Dr. Thomas M. Schimmel | FOTOS: Archiv der Deutschen Franziskanerprovinz und Lukas Brägelmann ofm

Mit dem Tod endet nach christlicher Vorstellung das Leben eines jeden Menschen. Der Tod ist die unüberschreitbare Grenze des Lebens und er ist vor allem endgültig. Mit Eintritt des Todes stirbt der ganze Mensch: Anders als in der griechischen Philosophie, den fernöstlichen Religionen (siehe Seite 22–23) oder den Ostkirchen, kennen die westkirchlichen Traditionen nicht die Dualität von sterblichem Körper und unsterblicher Seele. Gott wollte die Einheit von Körper und Geist. Die Individualität des Menschen ist das Produkt aus Leiblichkeit und Geistigkeit. Diese Einheit wird mit dem Tod nicht aufgelöst, sondern endet ganz.

Auferweckung

Dennoch glauben Christinnen und Christen an die Auferstehung – oder besser die Auferweckung: denn der Mensch wird das ewige Leben nicht aus sich heraus erlangen, sondern aus der Gnade Gottes. Der Übergang zum ewigen Leben ist daher ein passiver Vorgang, den der Ausdruck »Auferweckung« passender beschreibt. Jenseits des Todes lebt der ganze Mensch weiter in seiner Individualität. Paulus beschreibt diesen anderen Daseinszustand in seinem 1. Brief an die Korinther (Kapitel 15, ab Vers 35): »Jetzt könnte man natürlich fragen: »Wie werden die Toten auferweckt? Mit was für einem Körper werden sie wiederkommen?«

Was für eine dumme Frage! Das, was du säst, kann nur lebendig werden, wenn es zuvor gestorben ist. Und was du säst, ist ja nicht die ausgewachsene Pflanze. Du säst nur ein nacktes Samenkorn, zum Beispiel vom Weizen oder von irgendeiner anderen Pflanze. Aber Gott gibt ihm die Gestalt, die er vorgesehen hat. Und zwar jeder Samenart ihre eigene. [...] Gesät wird ein natürlicher Leib. Auferweckt wird ein vom Geist Gottes neu geschaffener Leib. Wie es einen natürlichen Leib gibt, so gibt es auch einen vom Geist Gottes neu geschaffenen Leib.« Gott gibt dem Menschen nach seinem Tod also eine überlegene Gestalt, der Leiden und Tod nichts mehr anhaben können.

Diese Auferweckung zum Leben nach dem Tode selbst geschieht für alle am Ende der Zeiten bei der Wiederkehr Jesu Christi beziehungsweise dem Kommen des Reiches Christi. Dies wird der Zeitpunkt sein, an dem für die gesamte Schöpfung der Tod überwunden ist und der gesamte Kosmos verwandelt wird. Es wird der Zeitpunkt der Begegnung mit Gott sein, der die Welt und die Menschen wieder zum Guten richten wird. Wann das sein wird, ist unklar: Es gibt die Theorie, dass dies

am Ende eines langen Zwischenzustandes sein wird, währenddessen die Toten in einem schlafähnlichen Zustand sind. Eine andere Theorie besagt, dass das Ende der Zeit keine Phase im Anschluss an unsere lineare Zeit von Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft ist, sondern ein Zeitpunkt, der für unser irdisches Denken nicht vorstellbar ist.

Rituale zum Tod

Die Bestattungsriten im Christentum sind konfessionell und regional sehr unterschiedlich. In Lateinamerika gibt es bunte und laute Beerdigungen, im mitteleuropäischen Raum verlaufen Bestattungen eher still. Stirbt ein Christ, wird in katholischen Familien ein Priester gerufen, der die Beichte hört, von den Sünden losspricht und den Sterbenden mit Krankenöl salbt – eine Erinnerung an Taufe und Firmung, bei der dieser Mensch ebenfalls gesalbt wurde. Auch in protestantischen Familien ist es üblich, dass Geistliche zur oder zum Sterbenden kommen, um das »Vater Unser« zu beten und die Sterbende oder den Sterbenden zu segnen.

Nach Eintritt des Todes segnet der Geistliche die Tote beziehungsweise den Toten. Nachdem ein Arzt den Tod festgestellt hat, übernimmt in der Regel ein Bestattungsunternehmen die weiteren praktischen und formalen Notwendigkeiten. Der Leichnam wird abgeholt, nur in seltenen Fällen wird die oder der Verstorbene aufgebahrt, damit Angehörige und Freunde sich verabschieden können. Die Familie entscheidet darüber, ob die oder der Tote eingäschert werden soll oder ob es eine Erdbestattung gibt. Sowohl die katholische als auch die evangelische Tradition erlauben inzwischen die Feuerbestattung, nachdem über Jahrhunderte nur die Erdbestattung erlaubt war. Die Familie sucht einen Sarg aus und legt den Text der Todesanzeige fest.

Traditionelle Bestattung

Die Beerdigung selbst besteht ein paar Tage später aus zwei Teilen: einem Gottesdienst in der Kirche oder Trauerhalle und einer kurzen Zeremonie am Grab. Während in der katholischen Kirche ein Requiem, also eine besondere Form der Messfeier, im Andenken an die Verstorbene oder den Verstorbenen gefeiert wird, gibt es bei Protestanten in der Regel nur einen schlichten Wortgottesdienst. Der Sarg oder die Urne kann während des Gottesdienstes vor den Altarstufen stehen. Im Anschluss an das Requiem oder den Wortgottesdienst folgt die Trauergemeinde dem Sarg, der entweder von Trägern des Bestattungsunternehmers oder von Freunden der oder des Verstorbenen zum Grab getragen wird. Dort gibt es eine kurze liturgische Feier, in der daran erinnert wird, dass der Mensch aus Erde gemacht wurde und nun wieder zu Erde wird und dass jeder der Anwesenden sterben wird. Der oder die Geistliche segnet die Tote oder den Toten erneut. Nachdem der Sarg oder die Urne ins Grab gelassen wurde, werfen die Trauernden Erde oder Blumen in das Grab und kondolieren den Angehörigen. Zum Abschluss trifft man sich in einem Restaurant oder im Haus der oder des Verstorbenen.

Hoffnung auf Erlösung

Besonders gedacht wird an die Verstorbenen in der katholischen Kirche oft sechs Wochen nach dem Sterbetag und

am Jahrestag in den Gottesdiensten der Pfarrgemeinde. Am Allerseelentag, dem 2. November, ist es Tradition, dass in den Pfarrkirchen aller Verstorbenen der Gemeinde gedacht wird. An diesem Tag schmücken die Angehörigen die Gräber besonders und stellen Lichter auf. In der evangelischen Kirche begeht man dieses Gedenken am Totensonntag, dem letzten Sonntag vor dem Advent.

In seiner Kantate »Ich will den Kreuzstab gerne tragen« vertonte Johann Sebastian Bach einen Text von Johann Franck. Wie kaum ein anderer Text zeigt dieses Gedicht in Verbindung mit der Musik, mit welcher Gelassenheit und Hoffnung auf Erlösung Christinnen und Christen sterben können:

»Komm, o Tod, du Schlafes Bruder,
Komm und führe mich nur fort;
Löse meines Schiffleins Ruder,
Bringe mich an sichern Port!
Es mag, wer da will, dich scheuen,
Du kannst mich vielmehr erfreuen;
Denn durch dich komm ich herein
Zu dem schönsten Jesulein.«

Der Autor **Thomas M. Schimmel** ist Geschäftsführer der »franziskanischen Initiative 1219. Religions- und Kulturdialog e.V.« in Berlin.



Was kommt danach?

Tod und Rituale in vier Weltreligionen

Eines ist fast allen Religionen gemeinsam: Für ihre Gläubigen endet das Leben nicht mit dem Tod. Der Tod ist nur Übergang in einen anderen Zustand. Das irdische Dasein verwandelt sich. Der Körper zerfällt, aber das, was den Menschen ausgemacht hat, existiert anders weiter.

TEXT: Dr. Thomas M. Schimmel | FOTOS: think4photop/stock.adobe.com; Andrii Lutsyk/stock.adobe.com; Thomas M. Schimmel

Hinduistische Religion

Für Hindus ist die Existenz eines jeden Lebewesens ein nahezu ewiger Kreislauf von Geburt, Sterben und Wiedergeburt, den er möglichst beenden will. Seinen Körper legt er mit dem Sterben ab wie alte Kleidung. Die ewige Seele oder das individuelle und unzerstörbare Selbst, das Atman, wandert dann in einen anderen Körper und wird als Mensch, Tier oder sogar Pflanze neu in den Kreislauf geschickt. In welcher Form, hängt vom Karma ab, also von der Summe seiner positiven oder negativen Taten und Gedanken. Erstrebenswert ist zunächst die Wiedergeburt als Mensch, denn nur nach dem menschlichen Dasein ist eine endgültige Befreiung aus dem Kreislauf möglich.

Nach dem Tod eines Angehörigen waschen Verwandte den Körper des oder der Verstorbenen mit fließendem Wasser und hüllen ihn in ein einfaches weißes Tuch. Der Körper wird anschließend verbrannt und die Angehörigen umrunden singend und betend den brennenden Scheiterhaufen. Während der Verbrennung wird der Kopf zer schlagen, damit das Atman entweichen und zum Gott Brahma gelangen kann. Eine solche Zeremonie, die je nach Kaste oder Region unterschiedlich ist,

kann bis zu zwei Tage dauern. Am dritten Tag wird die Asche vergraben oder in einen Fluss, am besten in den heiligen Fluss Ganges als Ursprung der Schöpfung, gestreut. Die Trauerzeit der Angehörigen endet damit nicht, sondern setzt sich mit Ritualen im Tempel oder am Fluss fort.

Buddhistischer Glaube

Auch die Buddhisten glauben an den Kreislauf von Geburt und Wiedergeburt (Samsara), der durch ein gutes Karma irgendwann mit Eintritt ins Nirwana durchbrochen wird und in der Erlösung (Erlöschung) endet. Das Nirwana ist der unpersönliche Zustand der Glückseligkeit und der Gegensatz zum menschlichen Leben, das Leiden und Zerfall bedeutet. Buddhisten glauben dabei nicht an eine Seele. Für sie ist die Wiedergeburt ein Paradoxon: Der wiedergeborene Mensch ist weder derselbe noch verschieden, aber er ist durch die Taten seines früheren Daseins bestimmt, das er als Erbe mit sich trägt. Um das Nirwana zu erlangen, muss der Mensch die vier Wahrheiten (Leiden, Entstehung des Leidens, Aufhebung des Leidens und Pfade zur Aufhebung des Leidens) erkennen sowie den achtfachen Pfad begehen, der aus acht Stationen – von Erkenntnis bis Sichversenken – besteht. Zudem muss ein Leben ohne Hass, Habgier, Neid, Unwissenheit und Sucht geführt werden.



Buddhistischer Friedhof
(Siem Reap, Kambodscha)

Nach Eintritt des Todes wird der Leichnam aufgebahrt und in Ruhe gelassen, da Herzstillstand und Ende der Atmung nicht das Ende des Sterbevorgangs bedeuten und man diesen nicht stören will. Erst später wird der Körper von den Verwandten gewaschen, bekleidet und mit Blumen geschmückt. Freunden und Verwandten wird die Möglichkeit gegeben, sich zu verabschieden und sich symbolisch an der Reinigung der oder des Toten zu beteiligen, indem sie Wasser über die rechte Hand gießen. Nach einer Frist wird der Leichnam in einen verschlossenen Sarg gelegt. Mönche beten das Totengebet, Verwandte und Freunde kommen zum Sarg, um sich bei der oder dem Verstorbenen zu entschuldigen oder um ihr oder ihm zu verzeihen. Später wird die oder der Tote verbrannt und die Asche möglichst in einem Gewässer verstreut. In einigen Traditionen ist allerdings auch Erdbestattung in schmucklosen Gräbern üblich.

Verbrennungsritual
(Kathmandu, Nepal)

Jüdische Rituale

Ganz anders sind die Traditionen in den beiden abrahamitischen Religionen Judentum und Islam, die eine schnelle, möglichst innerhalb von 24 Stunden nach Eintritt des Todes vorzunehmende Erdbestattung verlangen.

Im Judentum spielt die Frage, was nach dem Eintritt des Todes geschieht und wie es im Jenseits aussieht, keine große Rolle. Es ist eine Religion, die sich auf das Diesseits konzentriert. Innerhalb des Judentums gib es verschiedene Vorstellungen: die der unsterblichen Seele, die im Tod zu Gott geht; die eines Ortes, an dem die Verstorbenen von der lebensspendenden Kraft Gottes getrennt sind, oder die einer leiblichen Auferstehung bei Ankunft des Messias. Gott wird auf jeden Fall jedoch die Fähigkeit zugesprochen, Menschen vom Tod zu erwecken.

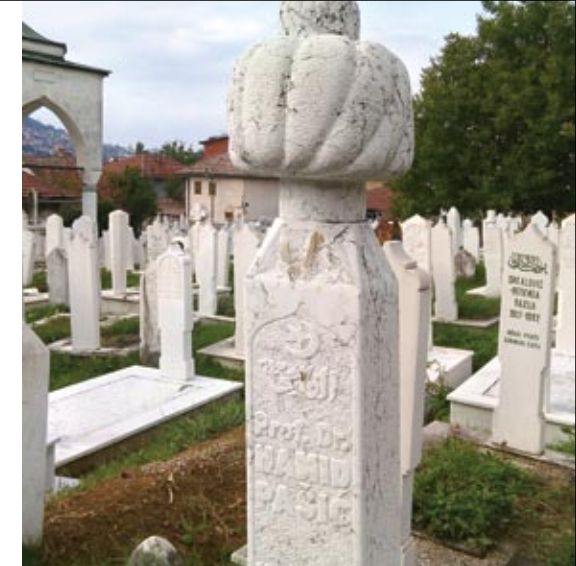
Bei Eintritt des Todes eines Menschen dagegen gibt es klare Handlungsanweisungen. Der Leichnam wird unter Gebeten mit lauwarmem Wasser gewaschen und mit einem einfachen Totenkleid bekleidet. Er bleibt bis zur

24 Stunden in einem Leinentuch oder einem einfachen Sarg beerdigt werden. Bei der Grablegung werden Gebete und Psalmen gesprochen, in denen die Gerechtigkeit Gottes betont wird. Am Ende der Zeremonie reißen die Angehörigen den Saum ihrer Kleidung ein und alle Anwesenden werfen Erde auf den Sarg. Zum Schluss wird von einem Sohn oder einem Freund der oder des Verstorbenen das Heilungsgebet, das Kaddisch, gesprochen. Nach der Beerdigung beginnt die sieben tägige Trauerzeit, in der Berufstätige nicht arbeiten und die nur vom Sabbath unterbrochen wird. Die Spiegel des Hauses werden verhängt und Nachbarn, Bekannte und Verwandte kommen zu Besuch. Oftmals bringen sie Essen mit, um die Trauernden zu entlasten. In den elf Folgemonaten wird in den Gottesdiensten immer wieder der oder des Verstorbenen gedacht. Eine Feuerbestattung ist im Judentum übrigens nicht zulässig, da der Körper wieder zu dem Material werden soll, aus dem er gemacht wurde: zu Erde. Auch eine spätere Auflösung des Grabes ist nicht möglich, da der verstorbene Mensch nicht vergessen werden soll.

Islamische Tradition

Für eine gläubige Muslimin oder einen gläubigen Muslim gehört der Tod zum Leben. Der Tod ist Gottes Willen und daher weder anzuzweifeln noch übermäßig zu betauern. Im Moment des Todes trennt sich die Seele vom Körper. Sie wandert an einen Ort, an dem sie auf die Auferstehung und das jüngste Gericht wartet, bei dem nach der Wiederkunft Jesu über die guten und die schlechten Taten der Gläubigen geurteilt wird. Hier fällt die Entscheidung über Belohnung oder Bestrafung, also über Paradies oder Hölle. Da nur Körper und Seele gemeinsam auferstehen können, ist eine Feuerbestattung ausgeschlossen.

Nach dem Tod wird die oder der Verstorbene mit dem Kopf in Richtung Mekka gelegt und möglichst von den Verwandten gleichen Geschlechts mehrmals vollständig gewaschen, unter anderem auch so, wie sie oder er sich



Islamischer Friedhof in Sarajewo
(Bosnien und Herzegowina)

vor jedem rituellen Gebet gewaschen hat. Anschließend wird sie oder er in ein weißes Tuch gehüllt, möglichst in das, mit dem sie oder er bei der Großen Pilgerfahrt nach Mekka bekleidet war und das sie oder ihn schon zu Lebzeiten an den Tod erinnert hat. Die oder der Verstorbene wird von vier Männern zur Gruft getragen. Die begleitende Gemeinde folgt geschlechtergetrennt, wobei es häufig üblich ist, dass die Frauen im Haus der Verstorbenen betend zurückbleiben und nur die Männer den Leichnam zum Friedhof begleiten. Während der Prozession wird immer wieder das Glaubensbekenntnis gesprochen. Im Freien wird auf dem Friedhof das rituelle Totengebet im Stehen gesprochen. Anschließend wird unter der Rezitation von Koransuren der Leichnam mit den Füßen zuerst in das Grab gesenkt, mit dem Gesicht in Richtung Mekka blickend. Die oder der Verstorbene liegt auf der rechten Seite. Bevor das Grab mit Hilfe von allen Anwesenden geschlossen wird, werden oftmals die guten Taten der oder des Verstorbenen erzählt. Im Tod sind alle Gläubigen gleich: Sie tragen das gleich schlichte Tuch, die Gräber sind in der Regel schmucklos und schlicht. Wie im Judentum ist die Grabstelle später nicht auflösbar: Der Körper wartet an diesem Ort auf die Auferstehung. Nach der Beerdigung trifft man sich in der Familie. Eine Trauerzeit ist nicht vorgesehen, allerdings gedenkt man innerhalb der nachfolgenden 40 Tage in besonderer Weise der Verstorbenen.

Der Autor **Thomas M. Schimmel** ist Geschäftsführer der »franziskanischen Initiative 1219. Religions- und Kulturdialog e.V.« in Berlin.

Der Judengang am Senefelderplatz –
Seitenzugang zum Jüdischen Friedhof
Schönhauser Allee in Berlin

Bestattung nicht mehr allein. Bei der Vorbereitung und Durchführung der Trauerfeierlichkeiten hilft der Familie die Chewra Kadischa, eine Gruppe ehrenamtlicher Gemeindemitglieder. Der Leichnam muss innerhalb von



Festliche Picknicks mit Familienangehörigen und Freunden auf dem Friedhof (Palencia, Guatemala)

Tag der Toten

Der »Día de los muertos« in Mittelamerika

Beim Thema Endlichkeit – Tod – Trost darf in Bezug auf Mittelamerika die Erwähnung des Tages der Toten (»Día de los muertos« oder »Día de los difuntos«) am 2. November nicht fehlen. An diesem Tag findet einer der bekanntesten Volksbräuche der religiösen Kultur Lateinamerikas statt. Er ist international bekannt und so anerkannt, dass die UNESCO den Tag der Toten 2008 in die »Repräsentative Liste des immateriellen Kulturerbes der Menschheit« aufgenommen hat.

TEXT: Joaquín Garay ofm | FOTOS: Ana Yolanda Gomez

Vielen sind Bilder vom Tag der Toten aus mehreren Ländern Lateinamerikas bekannt, insbesondere dort, wo die Mehrheit der Bevölkerung indigener Abstammung ist, wie in Mexiko, Guatemala, Peru oder Bolivien. Die Bilder sprechen für sich: Friedhöfe sind überfüllt von Besucherinnen und Besuchern, überall wehen schrill-bunte Papierfähnchen, die Gräber sind geschmückt mit natürlichen oder künstlichen Blumen und brennenden Kerzen. Viel Weihrauch steigt auf, festlich gekleidete Familien stehen oder sitzen am Grab eines verstorbenen Angehörigen, an einigen

Orten essen sie auch zusammen auf dem Friedhof. In Mexiko werden in diesen Tagen Totenschädel aus Zucker, Schokolade oder Marzipan gegessen, Kinder tragen Skelett-Kostüme oder bemalen ihre Gesichter mit Totenköpfen.

Christianisierung

Auf viele Menschen wirken diese Bilder befremdend und abstoßend. Man könnte denken, dass es sich um religiös-kulturelle Überreste »primitiver« indigener Traditionen handelt, in denen man glaubt, dass die Geister der

Verstorbenen an diesem Tag unter den Lebenden umherstreifen dürfen. Die christliche Theologie beurteilt diese Traditionen manchmal abschätzig als Synkretismus: Die Urreligion vermischt sich mit Elementen der christlichen Religion, um in dieser Form weiterzuwirken.

Es handelt sich um ein normales Beispiel der Christianisierung einer früheren Tradition, so wie es bei anderen Evangelisierungsprozessen in anderen Kulturen geschehen ist. Die indigenen Völker Mittelamerikas sind kein Ausnahmefall.

Die Christianisierung der Ureinwohner Lateinamerikas war von Anfang an mit der Kolonisation der spanischen Krone eng verbunden. Die Urvölker wurden kolonisiert und gleichzeitig evangelisiert. Der christliche Glaube wurde einerseits angenommen und drang tief in ihr Leben ein, andererseits sind einige Bestandteile der ursprünglichen Religion bei den indigenen Völkern bis heute lebendig und gehören zu ihrem christlichen Glauben.

Inkulturation

Diese Elemente sind Bausteine der gegenwärtigen indigenen Weltanschauung, die religiöse, gesellschaftliche und ökologische Aspekte mit einschließt und sie gedanklich wie spirituell miteinander verknüpft (Kosmovision). Sie bewahren bis heute die kollektive kulturelle Identität.

Ein deutliches Beispiel dieser Begegnung und Aufnahme einer indigenen Tradition in den christlichen Glauben ist der Tag der Toten, insbesondere die Vorstellung vom Jenseits beziehungsweise vom Ort der Ruhe für die Verstorbenen. Das wirkt konkret auf den Umgang der Menschen mit ihren Verstorbenen ein.

In der vorkolumbischen Religion Mittelamerikas, also vor der Entdeckung durch Kolumbus und in Folge der Christianisierung, hatte der Tod nicht die Bedeutung wie in der christlichen Tradition: Der Jüngste Tag oder das Gottesgericht, in dem der Mensch nach seinem Tod von Gott für sein Tun und Lassen gerichtet wird, war nicht bekannt, nicht erwartet oder gefürchtet. Die Jenseitsvorstellung von einem Himmel für die Geretteten oder einem Ort der ewigen Verbannung entspricht nicht der indigenen Vorstellung des Lebens nach dem Tod.

In der vorkolumbischen religiösen Vorstellung entschied die Art und Weise des Todes eines Menschen seinen letzten Ort der ewigen Ruhe. Es kam darauf an, ob jemand im Wasser ertrank oder im Krieg fiel, ob er als Gefangener zum religiösen Ritus geopfert wurde, ob eine Frau bei der Geburt eines Kindes oder eines natürlichen Tod verstarb. Der Tod markiert den Anfang der Reise der Seele (des Geistes) bis zum Ort ihrer ewigen Ruhe in der Unterwelt.

Feier des Todes

An Allerseelen, am 2. November, fand der Tag der Toten die offizielle christliche Anerkennung und den liturgischen Platz in der Religiosität der Menschen in Mittelamerika. Im Laufe der Zeit wurde diese Tradition mit dem Tod und der Auferstehung Jesu Christi neu gedeutet und im christlichen Glauben aufgenommen. Natürlich hat diese Feier keine einheitliche Gestalt: Je nach Ort, Region oder Volk übernimmt sie eigene Elemente oder verschiedene Bedeutungen. Es gibt einige wenige Orte, wo der christliche Glaube bei den Menschen nur oberflächlich wirkt und die Urreligion vorherrscht.

Generell gilt: Der Tod wird nicht als totale Lebensvernichtung und das Jenseits nicht als unüberwindbare Entfernung verstanden. Leben und Tod bilden eher eine dialektische Einheit. Das Reich Gottes oder der Himmel werden als Verlängerung des Lebens in einer neuen zeitlichen und räumlichen Dimension gesehen. Der Tag der Toten ist daher kein trauriger Tag, er hat einen festlichen Charakter: In den Häusern werden auf Altären Bilder von verstorbenen Familienangehörigen und Heiligen aufgestellt, dazu in der Mitte ein Kreuz und Blumen. An diesem Tag wird festlich gegessen und getrunken.

Ausdruck einer tiefen Gemeinschaft zwischen Lebenden und Verstorbenen

Man glaubt, dass die Verstorbenen weiterleben und ihre Seelen an diesem Tag anwesend sind. Es findet eine spirituelle Begegnung der Verstorbenen mit den Lebenden statt. Sie können sehen, hören und wahrnehmen, was die Familie für sie vorbereitet hat, einschließlich des Liebessessens. Im Grunde genommen ist es Ausdruck einer tiefen Gemeinschaft zwischen Lebenden und Verstorbenen.



Sorgfältig geschmückte Gräber (Palencia, Guatemala)

Hoffnung und Trost

Der Tod verliert nicht seine Bitterkeit und seinen Schmerz bei den indigenen Familien. Sie haben aber einen anderen Umgang mit dem Tod, vielleicht einen natürlicheren als wir in Europa. Trauer- und Abschiedsrituale stellen einen direkten Zusammenhang mit dem Jenseits her. Wenn die Trennung nicht als unüberwindbar erlebt wird, gibt es Hoffnung und Trost auf ein Wiedersehen bei den Menschen.

Gott ist der Herr der Lebenden und nicht der Toten, daher ist der Tod der Übergang zum wahren Leben, sagt unser christlicher Glaube. »Ich erwarte die Auferstehung der Toten und das Leben der kommenden Welt«, beten wir im Glaubensbekenntnis. Die Kommunikation und Gemeinschaft mit den Verstorbenen im Reich Gottes ist in unserem christlichen Glauben lebendig. Der eigene, ursprüngliche Glaube der indigenen Völker Mittelamerikas kann dabei ein spiritueller Beitrag für uns sein.

Der Autor **Joaquín Garay**, geboren im mittelamerikanischen Staat El Salvador, lebt in der Franziskanergemeinschaft von Mannheim und gehört zum Seelsorgeteam der Großgemeinde Mannheim-Neckarstadt.

Verstorbene leben weiter

Umgang mit dem Tod in der vietnamesischen Kultur

Der Umgang mit dem Tod hat in jeder Kultur seinen eigenen Charakter. So auch in Vietnam. Das Land ist stark vom Konfuzianismus (Ahnenkult) und Buddhismus geprägt. Gewiss findet man Überschneidungen beider Kulturen, bei denen man nicht sicher sein kann, welche Elemente zu welcher Religion gehören.

TEXT UND FOTO: Chi Thien Vu ofm

Buddhistische Rituale

Schon vor dem Tod wird darauf geachtet, wer einen alten oder kranken Menschen pflegt. Es soll möglichst jemand sein, der freundlich und vertraut mit der ihr oder ihm anvertrauten Person umgeht. Denn es sollen keine negativen Gefühle zwischen Pflegenden und zu Betreuenden entstehen.

Nachdem der Tod eingetreten ist, wird der Leichnam etwa drei Tage aufgebahrt. Nach der buddhistischen Lehre ist man mit dem Hirntod nicht gänzlich tot. Einige Energien sind noch im Körper vorhanden. Nach drei Tagen haben auch diese den Körper verlassen. So kann dann vom vollendeten Tod gesprochen werden.

Die Seele der Verstorbenen wird – im Glauben des Buddhismus – immer wieder neu geboren (Reinkarnation). Im nächsten Leben hat die oder der Verstorbene die Möglichkeit, ein besseres Leben zu führen, um ins Nirwana (Zustand absoluter Ruhe) einzugehen und damit den Kreislauf der ewigen Wiedergeburt zu durchbrechen. Im Nirwana erlangt die Seele die völlige Befreiung allen irdischen Leids.

Je nach Region wird der Leichnam verbrannt oder beerdigt. Auf das Grab werden Früchte und Räucherstäbchen gelegt.

Die Ahnen ehren

Im Konfuzianismus lebt die oder der Verstorbene weiter in seiner Familie. Die Namen der Ahnen (meist gehen sie bis auf fünf Generationen zurück) oder heute die Fotos von ihnen werden auf den Ahnenaltar gestellt. Damit leben sie im Geist in der Familie weiter. Sie sind anwesende Mitglieder, denen besondere Rollen zuteil werden. Sie werden um Rat gebeten, wenn in der Familie wichtige Entscheidungen getroffen werden müssen. Ihnen wird mitgeteilt, wenn die Geburt eines Kindes oder Hochzeiten in der Familie vorkommen.

Zudem sind sie als Schutzgeister der Familie tätig. Vor Reisen bittet die Familie sie um Schutz. Auf dem Ahnenaltar finden sich immer Opfergaben in Form von Früchten und Räucherstäbchen. Der Rauch der Stäbchen soll die Opfergaben und Gebete zu den Ahnen bringen. Der Rauch ist die



Verbindung zwischen den Verstorbenen und Lebenden. Die Pflege des Ahnenaltars soll ein Zeichen der Dankbarkeit der Nachkommen sein. Wer seine Ahnen nicht pflegt, gilt als nicht fromm.

Tradition bewahren

Nach diesen beiden Verständnissen im Buddhismus und Konfuzianismus wird der Umgang mit dem Tod als ein ständiges Weiterleben gesehen. Die Seele ist somit unsterblich. Sie wird in einem anderen Leben wiedergeboren und muss ihr endgültiges Sein erlangen (Buddhismus) oder sie lebt in der Familie weiter, um ihre Angehörigen zu beschützen (Konfuzianismus). Der Tod wird nicht als etwas Schreckliches oder Bedrohliches angesehen. Er ist eine Notwendigkeit, um das Ziel (Nirwana oder Familienschutzgeist) zu erlangen.

Es verwundert vielleicht, dass in heutiger moderner Welt diese Praktiken in ihrer umfangreichen Form, die meist auch sehr kostspielig ist, noch vorhanden sind. Die Menschen scheuen sich nicht, viel Geld für diese Rituale zu verwenden. Der Tod und der Umgang mit ihm sind fest in der vietnamesischen Kultur verankert. Jeder Generation werden die Rituale überliefert. Dies wird sehr ernst genommen, denn der Volksglaube und somit auch die Volksidentität sollen bewahrt werden.

Der Autor **Chi Thien Vu** gehört zur Deutschen Franziskanerprovinz und besucht zurzeit Projekte in seiner vietnamesischen Heimat.

Erinnerung an die Ahnen in der eigenen Wohnung

Die letzte Ehre erweisen

Begräbnis und Trauer in Kenia

In Kenia zeigt sich, dass in der Trauer auch Platz für Freude ist. Wie überall in der Welt kommen auch hier Familienmitglieder, Freunde und Bekannte zur Ehre der Verstorbenen zusammen, um ihren Leichnam zu Grabe zu tragen und um Gottes Nähe und Friede zu bitten.

TEXT UND FOTO: Miroslav Babić ofm

Neben Tränen und Trauer kommt bei der Begräbnisfeier auch Freude auf; denn die oder der Verstorbene wurde geschätzt und stand uns nahe und ist nun an einem für uns unvorstellbaren, besseren Platz angekommen.

Darüber freuen sich die Trauergäste. In Wahrheit weinen wir auch unseretwegen, die wir zurückbleiben; denn wir vermissen jenen geliebten, heimgegangenen Menschen, auch wenn wir glauben, dass er einen besseren Platz erreicht hat.

Würdige Bestattung

In Kisuheli – der Nationalsprache Kenias – heißt Beerdigung »Mazishi«. Bei dem Wort denkt man an Friede, Dankbarkeit und Güte. Deswegen wird für die geliebten Verstorbenen eine festliche Zeremonie vorbereitet, um sie würdig in das Ewige Leben zu begleiten. Alles Mögliche wird getan, um sie in Würde zu bestatten. Auf den ersten Blick widerspricht die Feierlichkeit dem bescheidenen Leben des afrikanischen Alltags: Der Holzarg ist mit kräftigen Farben bemalt und mit bunten Blumen geschmückt. Damit soll ausgedrückt werden, dass der Tod Beginn eines neuen, schönen Lebens ist, das nicht

mehr unter materieller Armut leiden muss. Ein Fremder könnte fälschlicherweise meinen, die oder der Verstorbene sei reich gewesen. Aber es sind die Verwandten, die alles versuchen, die letzte

Es geht um die Verabschiedung eines geliebten Menschen zu einem glücklichen Leben.

Münze aufzutreiben, um zu zeigen: Es geht um die Verabschiedung eines geliebten Menschen zu einem glücklichen Leben.

In ländlichen Gegenden Afrikas, wie in unserer Pfarrei in Lower Subukia, gibt es keine Friedhöfe. Die Verstorbenen werden in der Regel auf dem Familiengrundstück, in der Nähe des Wohnhauses, begraben. Im traditionellen Glauben einiger afrikanischer Völker gibt es die Sitte, den Sarg durch eine eigens geschaffene Öffnung in einer Wand des Lehmhauses hinauszutragen und nicht durch die Haustür. Danach wird die Öffnung rasch wieder verschlossen mit einem Gemisch von Erde und Heu. Denn man glaubt, die Verstorbenen werden

sich nicht daran erinnern, wie sie in die andere Welt gekommen sind, und sie können nicht zurückkehren, wenn der Eingang zum Haus nicht mehr existiert.

Platz für Freude

Natürlich wird bei Beerdigungen in Afrika geweint; denn niemand ist von Trauer und Sorge frei, wenn er von einem geliebten Menschen verlassen wird. Der Tod gehört zu jedem menschlichen Leben. Aber in Afrika ist es besonders schmerzlich, weil häufiger der Tod junger Menschen beklagt wird. Ihr Leben endet früh aufgrund von Krankheiten – verursacht durch miserable Lebensbedingungen – und der Unfähigkeit, sie zu heilen.

Wie überall findet nach dem Begräbnis das Beerdigungssessen statt, hier in Subukia auf dem Hof der Familie, wo die oder der Verstorbene beigesetzt wurde. Alle Gäste werden reichlich beköstigt: Man erinnert sich an die Verstorbenen und feiert ihr neues Leben mit traditionellen Tänzen und religiösen Liedern der bei uns ansässigen verschiedenen Ethnien wie der Kikuyu, Kalenjin, Luhya und Kamba. Tänze und Gesänge sind Ausdruck tiefer Freude, da die oder der Verstorbene nun alle Armut überwunden hat und in Gottes Freude und Friede ruht.

Der Autor **Miroslav Babić** ging als jüngster Missionar der Bosnischen Franziskanerprovinz nach Kenia. Heute ist er in der Bruder-gemeinschaft in Subukia, rund 200 Kilometer westlich von Nairobi. Dort leitet er die Einrichtungen »St. Francis Secondary School« und »Small Home«.

Übersetzung aus dem Englischen: Heinrich Gockel ofm

Totenwache in Subukia (Kenia)



Geburt, Leben, Tod

Begegnungen mit dem Sterben im Senegal

»Der Mensch wird geboren, um zu leben und zu sterben.« Der Tod, so besagt dieses afrikanische Sprichwort, gehört, wie das Leben an sich, zum Leben jedes einzelnen Menschen. Wie ich mit beidem – dem Leben und dem Tod – umgehe, sagt viel über mich oder im Falle kultureller Umgangsformen über meine Kultur aus. Dennoch gibt es viele verschiedene Wege, sich diesem Thema zu nähern. Wie unterschiedlich diese sein können, habe ich in meinem Jahr als »Missionar auf Zeit« im Senegal erfahren.

TEXT UND FOTOS: Jakob Ambros

In der senegalesischen Gesellschaft, in der über 50 Prozent der Menschen unter 18 Jahre und nur rund 2,5 Prozent über 65 Jahre alt sind, ist der Respekt vor dem Alter und alten Menschen gegenüber ein wichtiger Bestandteil der familiär und kulturell geprägten Hierarchien. Alte Menschen, sowohl Frauen als auch Männer, sind Autoritäten und werden oft um Rat gefragt. Sie übernehmen als Familienoberhäupter viele wichtige Funktionen, so häufig auch die Erziehung der Kinder. Der Respekt vor älteren Menschen spiegelt sich auch sprachlich wider. So wird in der Sprache Bambara eine alte Frau respektvoll mit »musokoroba« angeredet: Dieses Wort beinhaltet neben »muso« (Frau) und »koro« (alt) auch den Vergrößerungs- beziehungsweise Respektssuffix »ba«.

Der Respekt überlebt in vielen Fällen den Tod. Wenn sich Menschen treffen und gemeinsam etwas trinken, wird der erste Schluck des Getränkes oft auf den Boden gegossen, sodass die Ahnen am geselligen Beisammensein teilhaben können.



Emotionen zeigen

Die Traditionen und Riten in Folge eines Todes können von Region zu Region sehr unterschiedlich sein und sind von der Religion der oder des Verstorbenen und ihrer oder seiner Familie abhängig. Zumindest äußerlich zeichnet den Umgang mit dem Tod

eine größere Emotionalität aus, als wir es in Deutschland und Westeuropa gewohnt sein mögen. Nach einem Todesfall versammeln sich viele Verwandte, Freunde und Bekannte im Haus des verstorbenen Menschen. Häufig werden laut Trauerlieder gesungen. Besonders bei nahen Angehörigen wird aus den Gesängen oft lautes Wehklagen und Schreien.

Mit der Beerdigung wird oft gewartet, bis die gesamte Verwandtschaft angekommen ist. Da im Falle einer Beerdigung teils sehr (sowohl im familiären als auch im räumlichen Sinne) weit entfernte Verwandtschaft anreist, können zwischen Tod und Beerdigung bis zu drei Wochen vergehen.

Die Familienangehörigen, die mit dem verstorbenen Menschen zusammen gewohnt haben, sind für die Bewirtung der Gäste zuständig. Das bedeutet, dass eine Beerdigung ein teures Unterfangen sein kann. Die Beerdigungsfeier selbst ist sehr emotional. Ähnlich wie in Deutschland ist die Bestattung von Trauer begleitet. Dagegen ist die Zeremonie danach häufig eine Feier des Lebens. Wie im Sprichwort oben »Der Mensch ist geboren, um zu leben und zu sterben« wird der Tod als zum Leben zugehörig gesehen. Je älter jemand geworden ist, desto länger und freudiger wird gefeiert, um Dankbarkeit für ein langes und erfülltes Leben auszudrücken.

Gesellschaftliches Ereignis

Egal, wie groß der Respekt und die Achtung für alte Menschen und Ahnen sind, gesellschaftlicher Status und materieller Wohlstand zeigen sich auch nach dem Tod an der Beerdigungsfeier, dem Grab und dem Friedhof. Eine Beerdigungsfeier ist immer ein gesellschaftliches Ereignis, bei dem gilt: Sehen und gesehen werden. Während natürlich immer Freunde und Familie zu einer Beerdigung kommen, sind mehr und mehr Menschen anwesend, je wichtiger die Person in und für die Gesellschaft war. Dieses Phänomen ist auch in Ghana zu beobachten. Das beeindruckendste Beispiel, das ich erlebt habe, war die Beerdigung der Queen Mother der Ashanti im Januar 2017. Eine Queen Mother ist die höchste

spirituelle und moralische Instanz aller Frauen in einer gewissen Gruppe. Eine Gruppe kann, wie im Falle der Ashanti, eine ganze Volksgruppe sein oder beispielsweise auch alle Marktfrauen eines Marktes. Eine Queen Mother ist aber auch bei Männern eine der höchsten Respektspersonen. Bei der Beerdigung, deren Zeremonie etliche Tage dauerte, mussten alle Menschen, Organisationen und Firmen, die irgendeine gesellschaftliche Relevanz haben, vertreten sein. Auch in Deutschland sind bei Beerdigungen von wichtigen staatlichen (und anderweitigen) Würdenträgern mehr Vertreter von Organisationen zugegen, als bei Beerdigungen »normaler« Menschen. Dies ist aber sowohl in Ghana als auch im Senegal viel ausgeprägter. Neben der Feier spiegeln auch das Grab und der Friedhof die gesellschaftliche Stellung wider.

Friedhof auf Dünen

Ich habe am Anfang meines »Missionar-auf-Zeit«-Jahres im Senegal einer Priesterbeerdigung beigeohnt, bei der der verstorbene Priester in einem großen ummauerten Friedhof begraben wurde. Dieser Friedhof war der allgemeinen Öffentlichkeit meist verschlossen und es gibt dort riesige Grabmäler, ähnlich wie man sie auch auf französischen Friedhöfen finden kann. Wie anders Friedhöfe sein können, ist mir bei einem Neujahrspaziergang am 1. Januar 2014 bewusst geworden.

Ich hatte Besuch von einem »Missionar-auf-Zeit«-Kollegen und wir gingen an den Strand nördlich von Saint-Louis, der ehemaligen Hauptstadt von Französisch-Westafrika. Nicht weit von der nördlichen Grenze der Stadt ist die Grenze zu Mauretanien. Um einen besseren Überblick zu haben, gingen wir eine kleine Düne hoch. Auf der Düne steckten lauter Stöcke scheinbar zufällig im Sand. Wir fragten uns, was diese Stöcke zu bedeuten hatten, bis wir merkten, dass dies ein Friedhof des angrenzenden Fischerviertels der Stadt war. Aus Angst, etwas zu zerstören, sind wir sofort auf den Strand zurückgegangen.



Friedvolles Nebeneinander

In einem Land, in dem 98 Prozent der Menschen Muslime und 2 Prozent Christen sind, ist die Frage des interreligiösen Zusammenlebens und der Verständigung ein wichtiges Thema. Im Alltäglichen verläuft das Zusammenleben in der Regel – bis auf ein paar wenige Streitthemen – ohne Reibungen. Es gibt Muslime, die regelmäßig Gottesdienste besuchen, und Christen, die in der Moschee beten. Für Friedhöfe gilt allerdings meistens eine strenge Trennung. Auf einem Friedhof werden entweder nur Muslime oder nur Christen begraben. Begründet wird dies gemeinhin mit der Tatsache, dass Gräber von Muslimen nach Mekka ausgerichtet sein müssen.



Eine berühmte Ausnahme gibt es: Auf dem Friedhof von Île de Fadiouth, die unter Touristen sehr berühmte Muschelinsel, sind sowohl Muslime als auch Christen begraben. Der in der Region der Serer gelegene Friedhof gilt als ein Paradebeispiel für das harmonische Zusammenleben der verschiedenen Religionen. Normalerweise hat auch die Aufteilung der Friedhöfe nach Glaubensrichtung keine nennenswerten Auswirkungen auf die Traditionen rund um den Tod. Es gibt dennoch einige wenige Geschichten von christlichen Männern im Norden Senegals, die, falls ihre muslimischen Frauen sterben, sie nicht im wahrsten Sinne des Wortes zu Grabe tragen können, weil Christen nicht mit auf den muslimischen Friedhof dürfen. Zum Glück sind diese Geschichten recht selten und – nachdem was ich gehört habe – auf wenige Regionen begrenzt.

Der Autor **Jakob Ambros** war 2016 für ein Jahr als »Missionar auf Zeit« im Senegal. Ende 2017 besuchte er das Franziskanerkloster in Dortmund und erklärte sich bereit, über seine Begegnungen mit dem Sterben in Westafrika zu schreiben.

Der Tod gehört zum Leben

Beerdigungsbräuche in Nordostbrasilien

Im Jahr 2012 habe ich in Deutschland eine Beerdigung erlebt. Das war eine interessante Erfahrung für mich. Ich war vor allem überrascht, dass der Tote schon eine Woche vorher verstorben war. Außerdem waren nur wenige Menschen beteiligt. In diesem Beitrag möchte ich nun über unsere Beerdigungsbräuche in Nordostbrasilien nachdenken, wo ich aufgewachsen bin und wo ich heute als Franziskaner meinem priesterlichen Dienst nachgehe.

TEXT: Ivaldo Evangelista Mendonça ofm | **FOTO:** FM-Archiv

Schon die Tatsache, dass wir in den Tropen leben und die Hitze uns das ganze Jahr begleitet – ganz selten sinkt das Thermometer unter 20 Grad Celsius –, beeinflusst unsere Beerdigungsriten sehr. Die oder der Verstorbene muss innerhalb von 24 Stunden beigesetzt werden. Wenn das nicht möglich ist, kommt nur eine Einbalsamierung in Frage, da es kaum spezielle Kühlräume gibt. Das kann nötig werden, wenn nahe Verwandte von weit her zur Beerdigung kommen. Die Armen können sich eine so teure Sonderbehandlung meistens nicht leisten.

Lebendiges Trauerhaus

Das Trauerhaus, das Haus der oder des Verstorbenen, ist voller Menschen, niemand schläft. Nachdem der Leichnam im Haus aufgebahrt wurde, beginnt eine Art ununterbrochene Totenwache. Die Familie bereitet für alle ein einfaches Essen. Nachbarinnen helfen in der Küche. Vor dem Haus werden Stühle und Bänke aufgestellt, denn je nach Bekanntheitsgrad der oder des Verstorbenen kommen

ganze Wallfahrten, um sich zu verabschieden. Dabei spielt es auch eine Rolle, wie dieser Mensch gestorben ist: ob eines natürlichen Todes, durch einen Unfall oder als Opfer eines Verbrechens. Die liturgische Feier übernehmen in der Regel Laien.

Die Bräuche während der Totenwache sind von Ort zu Ort verschieden. In São Luís, der Hauptstadt von Maranhão, bietet man den Trauergästen Getränke an, Männer spielen Karten vor dem Haus. An anderen Orten erzählt man sich unvergessliche Begebenheiten aus dem Leben der oder des Verstorbenen.

Kirchliche Gruppen beten und singen. Wenn die Trauerfamilie in der Gemeinde sehr aktiv ist, lassen alle ihre täglichen Aktivitäten liegen und bereiten einen Trauergottesdienst vor. Auf dem Weg zum Friedhof wird in der Kirche Halt gemacht und der Gottesdienst (selten eine Eucharistiefeier!) gefeiert. Dann begleiten alle die oder den Verstorbenen auf dem letzten Weg zum Grab. Alles geht ziemlich schnell und meistens ohne Priester. Zum festen Bestandteil des Ritus gehört es, dass alle Teilnehmer Erde auf den Sarg werfen.

Reinigungsriten

Das Haus, in dem die Totenwache stattfand, muss sofort nach der Beisetzung von der Küche im hinteren Bereich bis zum Haupteingang gründlich gefegt werden – nie in die andere Richtung und nur zu diesem Anlass! An den folgenden sieben Tagen treffen sich die Nachbarn täglich am späten Nachmittag, um mit der trauernden Familie den Rosenkranz zu beten. Zur sogenannten Sieben-Tage-Messe versammeln sich dann alle, auch die der Kirche fernstehenden Freunde der oder des Toten, um in der Kirche für ihr oder sein Seelenheil Eucharistie zu feiern und das Grab zu besuchen. Zurück vom Friedhof ist es Brauch, ein Bad zu nehmen und möglichst schnell die Kleidung zu waschen – eine Art Reinigungsritus.

Wichtig ist mir noch zu betonen, dass in einem Land, das stark von christlicher Tradition geprägt ist, der Glaube an die Auferstehung, ein Leben nach dem Tod, in der Hoffnung der Menschen sehr lebendig ist.

Der Autor **Ivaldo Evangelista Mendonça** ist Sekretär der Franziskanerprovinz von Bacabal in Nordostbrasilien und verantwortlich für das Ausbildungsjahr der jungen Postulanten.

Übersetzung aus dem Portugiesischen:
Augustinus Diekmann ofm

Maranhão in Nordostbrasilien: Kerzenopfer auf einem Grab nach einer Beerdigung



Brücke zwischen den Welten

Lebende und Tote feiern gemeinsam

Das Weltbild der Menschen in den Anden ist unserem christlichen Weltbild ähnlich. Sie glauben, dass die Ajayus (Seele) von einem Ort kommt, zu dem sie nach ihrem Durchgang durch diese Welt zurückkehrt.

TEXT UND FOTO: Piotr Wojtala

Nach dem alten Glauben der Anden-Bewohner kehren an einem bestimmten Tag die Seelen der Ahnen einen Tag lang zur Erde zurück, um Fruchtbarkeit für das ganze Jahr zu bringen. Sie kommen mittags in die Häuser ihrer Lieben und verweilen bis zur Nacht, bis sie von ihren Verwandten mit Gebeten und Tänzen entlassen werden.

Die Menschen hier nennen den Tag »Día de los muertos«, also den Tag der Toten. Mit Altären voller Speisen und Getränken feiert man die Wiedervereinigung mit den Ahnen.

Zur Begrüßung bereiten die Menschen Altäre vor, geschmückt mit Fotografien ihrer Verstorbenen und deren Lieblingsspeisen und Getränken. Dazu kommt selbstgebackenes süßes Brot, dessen Form an einen Säugling in Windeln erinnert. Man sieht auch gebackene Männer- und Frauenfiguren, ähnlich dem »Stutenkerl« oder »Weckenmann« wie er auch in Deutschland im Advent bekannt ist. Manchmal sind sie so kunstvoll gebacken, dass man sogar die Volkszugehörigkeit einer Figur erkennen kann.

Die Familien heizen die Lehm- oder Gasöfen auf, um Empanadas (gefüllte Teigtaschen), Maicillos (traditionelle Plätzchen) und andere Delikatessen zuzubereiten, die an diejenigen verteilt werden, die die Gräber besuchen.

Die Toten besuchen

Kinder, Jugendliche und Erwachsene gehen über die Friedhöfe und beten sieben Vater Unser und sieben Ave Maria für die Seelen der Verstorbenen. Sie bringen Blumenkränze auf den Friedhof und zünden für die Verstorbenen Kerzen an, um sie bei ihrer Rückkehr zur Erde zu führen. Viele Menschen verbringen sogar die Nacht von »Todos Santos« an den Gräbern ihrer Verwandten.

Das Fest »Día de los muertos«, am 1. November gefeiert, ist also gleichbedeutend mit unserem Allerfest und Allerseelen.

In meiner Pfarrei Apóstol Santiago in Cuatro Cañadas ist der katholische Glaube recht stark, und so glauben die Menschen hier, dass Gebete und die heilige Messe das beste Geschenk für die Verstorbenen sind. Die Bibel wie auch die spirituelle Tradition der Menschen der Anden lehren uns: Bete für die Lebenden und für die Toten.

Der Autor **Piotr Wojtala** ist polnischer Diözesanpriester und Missionar im Vikariat Ñuflo de Chávez, Bolivien.

Übersetzung aus dem Spanischen:
Pia Wohlgemuth

Außergewöhnlicher Beruf

Ein Bestatter erzählt aus seinem Alltag



Wie geht jemand mit dem Tod um, der jeden Tag beruflich damit zu tun hat? Martin Lütticke ofm, Seelsorger in der Gemeinde St. Franziskus in Dortmund, spricht mit dem Bestatter Joachim Stöber über sein Unternehmen, seinen Berufsalltag und die Sorgen der Hinterbliebenen.

INTERVIEW: Martin Lütticke ofm | FOTO: Bernd Kasper / pixelio.de

FM: Herr Stöber, wie lange gibt es Ihr Unternehmen schon und wie lange arbeiten Sie bereits als Bestatter?

Joachim Stöber: Unser Geschäft besteht seit 1886 und existiert somit 132 Jahre hier in Dortmund. Meine Frau und ich arbeiten seit dem Tod meiner Mutter 1985 in unserem Unternehmen.

FM: Welche Aufgaben übernehmen Sie bei einer Beerdigung? Was steht im Mittelpunkt?

Joachim Stöber: Im Mittelpunkt steht die terminliche Koordination zwischen Pastor, Angehörigen und der Friedhofsverwaltung. Das kann manchmal einen Tag in Anspruch nehmen, da nicht alle

Beteiligten sofort erreichbar sind. Immer öfter stellen wir fest, dass auf den Pastor verzichtet und ein Trauerredner zu dem gewünschten Termin bestellt wird, da dieser in der Regel flexibler in der Terminvergabe ist.

Ein wesentlicher Punkt meiner Arbeit ist, den Angehörigen zuzuhören, sich Zeit zu nehmen, wenn sie über den letzten Krankheitsablauf der oder des Verstorbenen und ihren eigenen parallel verlaufenen Leidensweg erzählen. Hier müssen wir sehr einfühlsam und gleichzeitig neutral sein.

Darüber hinaus gibt es eine Fülle von kleineren und größeren Dingen, die alle bedacht und getan werden müssen: Am Anfang stehen das Abholen der oder des Verstorbenen vom Sterbeort, die hygienische Versorgung und das Vorbereiten zur Verabschiedung. Im Beratungsgespräch klären wir die gewünschte Art der Bestattung und Grabart. Wir formulieren den Text für die Traueranzeige und bereiten alle Trauerdrucksachen vor. Wir machen auch Vorschläge für die Wahl des Grabschmucks. All dies findet, wenn gewünscht, in enger Abstimmung mit den Hinterbliebenen statt. Wir besprechen den Ablauf der Trauerfeier und kümmern uns auch um besondere Wünsche, wie beispielsweise die musikalische Begleitung.

Dann gibt es viele formale Dinge, für die wir auch zuständig sind, wie die Formulare für den Friedhof, den Bestattungsentscheid und die Sterbeurkunde.

FM: Viele Menschen finden es schwer, ständig mit Tod und Sterben zu tun zu haben. Wie ist das für Sie?

Joachim Stöber: Uns gelingt es dank unserer Erfahrung in der Regel gut, gefasst und sachlich mit den Begebenheiten umzugehen.

FM: Gibt es etwas, das Sie besonders gern tun? Oder etwas, das Sie eher belastet?

Joachim Stöber: Es ist schon etwas Schönes, Menschen in Ausnahmesituationen helfen zu können und später auch eine Bestätigung zu hören, es gut und richtig gemacht zu haben. Ich freue mich immer, wenn Angehö-

rige sich Gedanken um die Trauerfeier machen und etwas Persönliches dazu beitragen – wie selber musizieren, ein Gedicht oder Fürbitten vorlesen. Für mich ist das eine bleibende Erinnerung, bei der ich den Angehörigen gern behilflich bin.

Schwer ist es für mich, wenn wir selbst Angehörige, Freunde und Bekannte bestatten müssen. Auch der Umgang mit Verstorbenen, die durch besondere Umstände zu Tode gekommen sind, wie zum Beispiel Verkehrstote, ist für uns nicht einfach.

»Wir müssen einfühlsam und gleichzeitig neutral sein.«

FM: Heute besteht manchmal der Eindruck, dass die Bestatter Aufgaben übernehmen, für die früher die Seelsorger zuständig waren. Stimmt das? Um welche Aufgaben geht es?

Joachim Stöber: Ja, mir fällt die »Nachsorge« ein, der Kontakt nach einer Bestattung. Einige Bestatter bieten dies in Form eines Trauercafés an. Das ist meiner Ansicht nach jedoch eine Aufgabe der Kirche.

FM: Gibt es Wünsche, die Sie an uns Seelsorger haben? Was möchten Sie uns aus Ihren Kontakten mit den Angehörigen mitgeben für unseren Dienst bei der Beerdigung?

Joachim Stöber: Ich finde es wichtig, wenn die Seelsorger möglichst zeitnah den Kontakt zu den Angehörigen suchen, damit der Termin für ein Trauergespräch frühzeitig festgelegt werden kann. Für mich ist es sehr hilfreich, wenn die Wünsche, die zwischen den Angehörigen und dem Pastor besprochen werden, auch dem Bestatter mitgeteilt werden.

FM: Die Bestattungskultur verändert sich. Was sind Ihre Erfahrungen?

Joachim Stöber: Ja, die Bestattungskultur verändert sich kontinuierlich. Nach dem Tod einer oder eines Angehörigen

sind die Fragen rund um die Bestattung nicht mehr der Mittelpunkt der Familie. Oft gibt es weitere, »konkurrierende« Ereignisse. Zu erkennen ist dies an der Festlegung des Termins für die Trauerfeier: Dieser wird leider oft irgendwo zwischen die vorhandenen Terminen geschoben.

Ein anderer Punkt ist die Art der Bestattung, zum Beispiel nimmt die Feuerbestattung weiter zu, ebenso die Bestattung, die im engsten Kreis durchgeführt wird oder die bereits stattgefunden hat, wenn eine Anzeige erscheint. Die Bestattungen ganz ohne Trauerfeier, nur mit einer Beisetzung ab Trauerhalle, nehmen zu. Dies ist das Ergebnis unserer immer älter werdenden Gesellschaft. Wer mit 90 Jahren verstirbt, hat oft keine Familie oder keinen Freundeskreis mehr. Wer soll hier noch benachrichtigt werden und an der Bestattung teilnehmen?

FM: Gibt es Wünsche von Angehörigen, die Sie nicht mittragen?

Joachim Stöber: Der Wunsch, die Urne mit nach Hause zu nehmen oder die Asche der oder des Verstorbenen in ein winziges Behältnis abzufüllen.

FM: An welche Beisetzung erinnern Sie sich besonders?

Joachim Stöber: Leider an eine unschöne: Die Tochter und der Bruder einer Verstorbenen wünschten gegensätzliche Bestattungsarten und zur Durchsetzung ihres Vorhabens schalteten sie Rechtsanwälte ein. Danach gab es von beiden Seiten mehrere einstweilige Verfügungen, der Bestattungszeitraum wurde um Einiges überschritten und die Verstorbene wurde immer unwichtiger. Letztendlich fand eine Erdbestattung statt, so wie sie es sich gewünscht hatte. Solche Situationen sind unangenehm. Es gibt aber auch Bestattungen, bei denen deutlich wird, wie sehr die oder der Verstorbene geschätzt wurde. Das ist dann ein gutes Gefühl.

Das Interview mit dem Bestatter Joachim Stöber führte **Martin Lütticke**, Seelsorger in der Gemeinde St. Franziskus (Dortmund).

Post aus São Luís



Centro Beneficente Nossa Senhora da Glória | Cebensg



São Luís, Maranhão, den 5. Februar 2018

Jede gute Gabe und jedes vollkommene Geschenk kommt von oben.
(Jakobus 1,17)

Liebe Unterstützerinnen und Unterstützer!

Unsere Sozialeinrichtung »Centro Beneficente Nossa Senhora da Glória« hat im letzten Jahr ihr 25-jähriges Bestehen feiern dürfen. Dieses Jubiläum war ein willkommener Impuls in der Weiterentwicklung der Aktivitäten – zum Wohl von Kindern und Heranwachsenden, die ganz am Rand unserer Gesellschaft leben. Dazu kommt in unserem Stadtteil Alemanha die Sorge um ältere Menschen, die nicht selten vereinsamt oder sogar verwaist leben.

Mit diesem Brief möchten wir uns in tiefer Dankbarkeit an die Spenderkreise der Franziskaner Mission wenden. Diesseits und jenseits des Atlantiks trennt uns eine große geographische Entfernung. Aber uns eint die Überzeugung, dass unsere Einrichtung hier in São Luís neue Wege eröffnet und durch unsere Aktivitäten, gerade mit den jungen Menschen, bewusste Bürgerinnen und Bürger für die Zukunft unserer Gesellschaft vorbereiten kann.

Das vergangene Jahr war wieder voller Initiativen sowie reich an Gemeinschaftserfahrung und Freude durch viele Begegnungsangebote. Diese Momente sind von einer sehr lebendigen Kreativität geprägt, vor allem in Bereichen wie Kunst, Tanz, Handarbeiten, Lesekreise in einzelnen Nachbarschaften, Hausaufgabenhilfe und pädagogische Aktivitäten zur Weiterentwicklung der Alphabetisierung. Das Ganze ist geprägt von einer uns eigenen Dynamik des »Teilens von Brot und Herz«.

Jedes Jahr wachsen in unserem Centro Beneficente die Herausforderungen und damit auch die Arbeiten. Aber es wächst vor allem unsere Freude, einer sozialen und spirituellen Fortentwicklung in unserer Gesellschaft dienen zu dürfen. Wir möchten gerade für die Menschen da sein, die in unserer Umgebung Zuwendung und Aufmerksamkeit brauchen. Von unseren christlichen Werten her sind wir zu gegenseitiger Solidarität berufen, denn es ist eine größere Freude zu geben als zu nehmen (vgl. Apostelgeschichte 20,35).

Ein neues Jahr hat begonnen. Wir hoffen wieder auf die Unterstützung durch großzügige Herzen, die bereit sind zu teilen. Danke für alle bisherige Hilfe.

MARINALVA GARCIA BRAGA PACHECO
Präsidentin vom Centro Beneficente

Übersetzung aus dem Portugiesischen:
Augustinus Diekmann ofm

Fotos

João Batista Bezerra da Cruz: Titelseite. FM-Archiv: S. 2, 12, 13, 30. Província Misionera San Anonio de Bolivia: S. 5 links. Thomas M. Schimmel: S. 5 Mitte, 23. Augustinus Diekmann: S. 5 rechts, 10/11. Archiv der Deutschen Franziskanerprovinz: S. 6/7, 20. Valdenê Vasconcelos [Künstler]: S. 8. Lukas Brägelmann [Foto]: S. 8, 21, Rückseite. Piotr Wojtala: S. 14, 31. Pia Wohlgemuth: S. 15. Alicja Piekarska: S. 16, 17. João de Oliveira [Künstler]: S. 18, 19. Uta Poss / Presse-Bild-Poss [Fotos]: S. 18, 19. think4photop / stock.adobe.com: S. 22 links. Andrii Lutsyk / stock.adobe.com: S. 22 rechts. Ana Yolanda Gomez: S. 24, 25. Chi Thien Vu: S. 26. Miroslav Babić: S. 27. Jakob Ambros: S. 28, 29. Bernd Kasper / pixelio.de: S. 32. Cebensg: S. 34, 35, Partnerschaftserklärung



Franziskaner

MAGAZIN FÜR FRANZISKANISCHE KULTUR UND LEBENSART

Die nächste Ausgabe der Zeitschrift »Franziskaner« beschäftigt sich mit dem Thema »Zukunft der Arbeit«. Um die kostenlos erhältliche Zeitschrift »Franziskaner« zu beziehen, wenden Sie sich bitte an:

Provinzialat der Deutschen Franziskanerprovinz
Zeitschrift Franziskaner
Ingeborg Röckenwagner
Telefon: 089-211 26 150 · E-Mail: zeitschrift@franziskaner.de

Projekt

Not lindern für Jung und Alt

Das »Centro Beneficente Nossa Senhora da Glória« in São Luís, Brasilien

Das Centro Beneficente Nossa Senhora da Glória wurde 1991 von einer Gruppe engagierter Anwohnerinnen und Anwohner des Stadtviertels Alemanha in São Luís, in Nordostbrasilien, gegründet.

Ursprünglich als Anlaufstelle für Straßenkinder gedacht, verfolgt das Zentrum heute das Ziel, generationsübergreifend Not zu lindern. Das Centro Beneficente Nossa Senhora da Glória unterstützt Kinder, Jugendliche und ihre Familien und fördert den Dialog innerhalb der Generationen. Senioren, junge Menschen und Kinder werden im Centro Beneficente, und auch in Zusammenarbeit mit Kooperationspartnern, betreut. Sie erhalten hier die Möglichkeit, durch ein breites Angebot miteinander Zeit zu verbringen und sich untereinander auszutauschen sowie an Kursen zu Gesundheitsvorsorge und altersspezifischen Themen teilzunehmen. Darüber hinaus bietet das Zentrum Schutz für minderjährige Opfer von häuslicher Gewalt, Aufklärungsarbeit zur Reduzierung von Frühschwangerschaften sowie Kurse zur Selbst- und Fremdeinschätzung für Jugendliche.

Mit einer Spende für das Centro Beneficente unterstützen Sie ein beispielhaftes Projekt, das generationsübergreifend arbeitet und Jung und Alt im sozialen Brennpunkt von São Luís zusammenbringt.



Spenden über Girocode

Unser Angebot für Smartphone-Nutzerinnen und -Nutzer:

Falls Sie ein Smartphone nutzen und eine entsprechende Mobile-Banking-App Ihres Kreditinstituts installiert haben, können Sie Ihre Spendenzahlung ab sofort ganz bequem über Girocode tätigen. Hierzu scannen Sie einfach innerhalb Ihrer Mobile-Banking-App den hier abgedruckten QR-Code ein, und schon öffnet sich das Überweisungsfenster, in dem unsere Kontodaten bereits eingetragen sind. Sie müssen nur noch den gewünschten Verwendungszweck sowie den Betrag ergänzen.

Vielen Dank für alle Hilfe!



Spenden per SMS

Unterstützen Sie uns mit **5 EURO** ganz einfach per SMS. Senden Sie jetzt

→ **FRANZISKANER**
an
→ **81190**

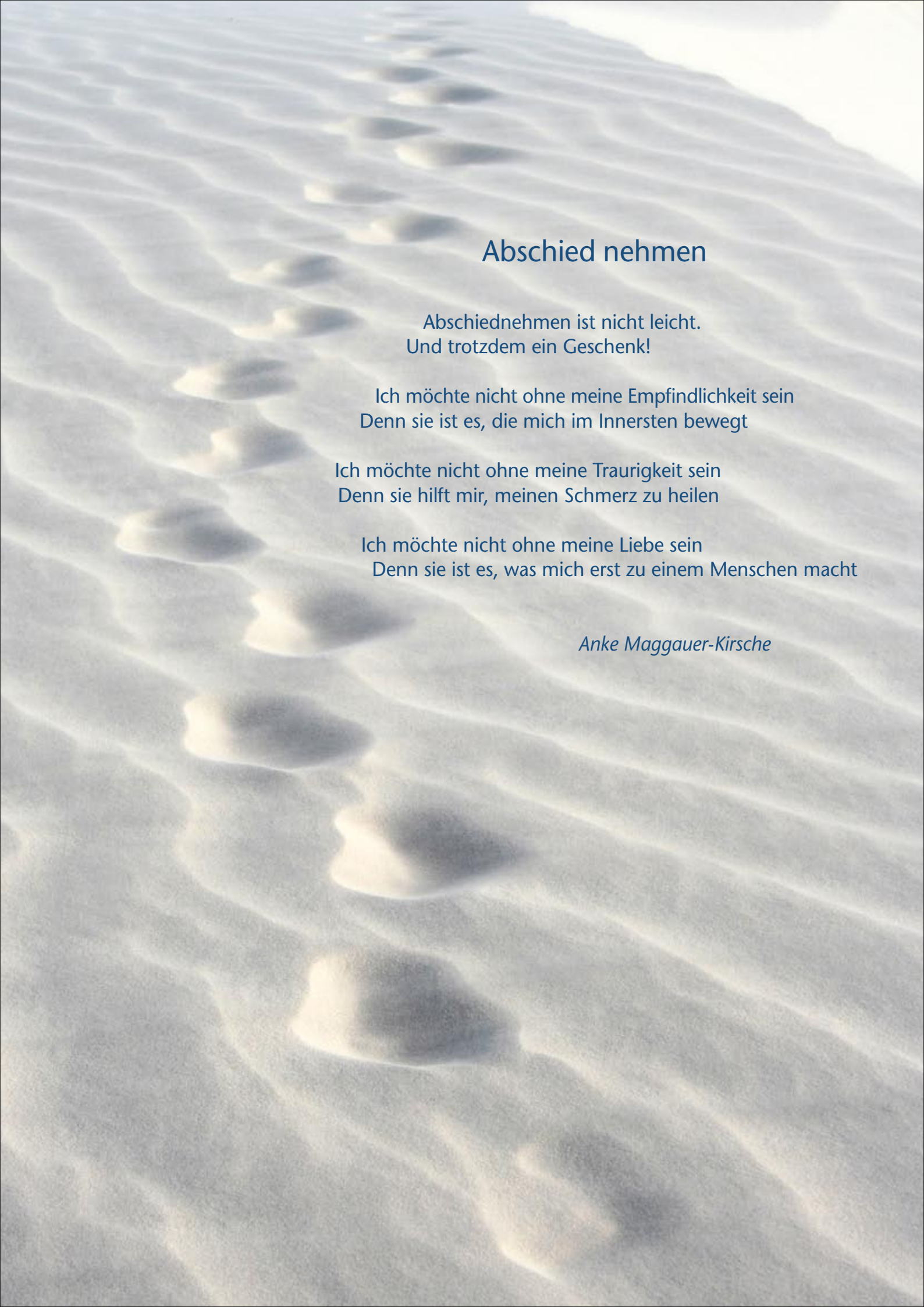
Von den 5 Euro gehen 4,83 Euro direkt an die Organisation. Kosten zzgl. einer Standard-SMS.

Hinweis

Bitte nutzen Sie den beiliegenden Überweisungsträger für Ihre Spende.

Ab 50 Euro erhalten Sie von uns automatisch eine Spendenbescheinigung. Für Spenden unter 50 Euro erhalten Sie diese auf Anfrage.

Telefon: 02 31-17 63 37 5
Fax: 02 31-17 63 37 0
info@franziskanermission.de



Abschied nehmen

Abschiednehmen ist nicht leicht.
Und trotzdem ein Geschenk!

Ich möchte nicht ohne meine Empfindlichkeit sein
Denn sie ist es, die mich im Innersten bewegt

Ich möchte nicht ohne meine Traurigkeit sein
Denn sie hilft mir, meinen Schmerz zu heilen

Ich möchte nicht ohne meine Liebe sein
Denn sie ist es, was mich erst zu einem Menschen macht

Anke Maggauer-Kirsche